1.

Schiller's dramatisches Gedicht

Wallenstein

aus seinem Inhalt erklärt

von

J. G. Rönnefahrt.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1855.

Vorwort.

Karl Hoffmeister hat uns in seiner bekannten und mit Recht als ausgezeichnet anerkannten Schrift über Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke mit der ganzen Fülle des Strebens und Arbeitens vertraut gemacht, welchem das deutsche Volk die herrlichsten Schätze seiner schönen Literatur verdankt. Unter Anleitung dieser Schrift sehen wir alle die Mühen, mit denen Schiller sich des Stoffs zu seinen Werken versichert, erfahren wir die Bedenken, Erwägungen und innern Kämpfe, in welchen er die künstlerische Gestaltung des gewonnenen Stoffes ermittelt, so daß wir gleichsam die Naturgeschichte der nun in ihrer Vollendung vor aller Welt fertig aufgestellten Werke des gefeierten Dichters überblicken.

Die von Schiller selbst theils in theoretischen Schriften grundsatzmäßig zusammengeordneten theils im Briefwechsel mit seinen Freunden offenbarten Reflectionen, Kunstansichten und technischen Vorbereitungen berücksichtigt dann Hoffmeister bei Beurtheilung der vollendeten Werke. In Folge dessen aber gelangt er zu einer Kritik, welche uns vielfach den reinen Genuß der doch wieder von ihm selbst hochgepriesenen Schönheit und Größe der Schiller'schen Poesieen verkümmert, da sie uns die richtige Auffassung derselben nicht sicher stellt. Das kann sie nämlich nicht, weil die vorbereitenden Bestimmungen, Entwürfe und Wünsche des Dichters selbst den Maßstab zur Würdigung Dessen, was der Dichter später wirklich erzeugt und vollendet hat, nicht abgeben dürfen.

Denn in Dem, was der Dichter Vorbereitendes denkt und thut und schreibt, gleicht er jedem andern Künstler, ja, jedem Werkmanne, der sich das für ein auszurichtendes Werk brauchbare Material sammelt, zurecht legt, um es zuletzt nach einem vorläufig entworfenen Plane in bestimmter Form zu einem Ganzen zusammenzufügen. Dagegen macht sich erst nach Vollendung der Vorarbeiten der durch dieselben mit allem nothwendigen Zubehör nun ausgestattete Dichter als solcher, d. h. als der wahre Poet geltend, indem er schauend und schaffend die poetische That vollbringt, durch welche er sich von allen übrigen wirkenden Menschen unterscheidet. Unter dem Einflusse des poetischen Genius erfüllt er das Irdische mit Ewigem, den leiblichen Stoff mit göttlichem Geiste, die Schranke der Form mit der unendlichen Idee. Und wie die Form eines Gegenstandes nur dann als die wahre, wahrhaft schöne Form desselben gilt, sobald sie aus der Idee und dem geistigen Wesen des Gegenstandes

hervorwächst, so geschieht's denn auch, daß das vollendete Werk des wahren Dichters etwas ganz Anderes geworden ist, als was die Vorbereitung zu demselben in Aussicht gestellt hatte. Denn das ist die Wesenheit der Dichternatur, daß der Dichter im Moment seines Schaffens mit verklärtem Auge, vermöge der durchdringenden Kraft und Unmittelbarkeit der Begeisterung, in die Tiefen des Daseins schaut, daß er in dem Spiegel seines Gemüths das ewige Welt- und Menschheitsleben begreift, Vergangnes und Zukünftiges sieht, aus Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart deutet und sie mit den Gesetzen des ewigen Seins erfüllt. Ein Seher und Weihsager entdeckt er ahnungsvoll den göttlichen Weltplan und enthüllt den geheimen Ursprung der Dinge und der Begebenheiten. So tritt dann das Gedicht wie eine vermittelst der menschlichen Hand des Dichters nur erfaßbar gemachte Schöpfung des höheren Genius zu Tage. Eben deshalb aber kann es auch nur seines Daseins und Bestandes alleiniger und allein berechtigter Erklärer sein.

Aus diesem Grunde mag der folgende Versuch, Schiller's Wallenstein aus dessen eignem Inhalte und objectivem Bestande zu erklären, seine Rechtfertigung finden. Möge derselbe den ehrenwerthen Bestrebungen früherer Erklärer sich heilsam zugesellen in der Absicht, uns den großen Dichter unsers Volks immer gründlicher vertraut und des hohen Segens seines göttlichen Berufs immer gewisser zu machen!

Unsere Aufmerksamkeit soll aber in Anspruch nehmen:

1.

Der Grundgedanke des Drama's.

Der Abfall Wallensteins von seinem Kaiser Ferdinand II. nach Ursach, Art und Folgen bildet den Stoff unsers dramatischen Gedichts.

„Es ist aber der Geist, der sich den Körper baut". Diesem Ausspruche gemäß wollen wir daher zuerst des Grundgedankens sicher zu werden suchen, der wie die lebendige und belebende Seele unser Gedicht in's Dasein rief, es durchdringt und ihm faßliche Gestalt gab.

Sogleich der erste Auftritt in Wallensteins Lager zeigt uns einen Bauern, der seiner ursprünglichen Berufsstellung ungetreu wird und sich durch betrügerische Mittel „listig und pfiffig" Das verschaffen will, was er unter den obwaltenden Umständen auf ehrliche Weise nicht erwerben kann. Statt sich durch seinen Sohn warnen zu lassen, daß er von dem Soldatenhaufen fern bleibe, wird er auch seiner Vaterpflicht so sehr ungetreu, daß er dem Sohne Heuchelei empfiehlt, indem er denselben auffordert, sich nur „recht erbärmlich zu stellen".

In dem zweiten Auftritte wird die Ankunft der Herzogin und des fürstlichen Fräuleins nur als der Schein bezeichnet, der gewisse Absichten verdecken soll. Es ist also dieser Ankunft nicht eben zu trauen; die Absichten, welche durch sie verdeckt werden sollen, sind „gar nicht geheuer". Darum erscheint „die alte Perrücke von Wien als Spürhund, der auf den Herzog Jagd macht". Denn in Wien traut man dem Herzoge nicht, weil man ihm Untreue zumuthet und sein heimlich Gesicht fürchtet. Dagegen sind die Soldaten dem Feldherrn ergeben und gewogen und wollen denselben getreulich aufrecht halten.

Im dritten Auftritte betrügt der Scharfschütz den Kroaten. Die Prellerei wird von den Umstehenden mit Lachen beobachtet und somit die Pflicht gegen den übervortheilten Kameraden veruntreut.

Der fünfte Auftritt bietet uns die Untreue des Schottländers gegen die Marketenderin. Der Spitzbub' hat ihr all' ihr Vermögen mitgenommen und „nichts als den Schlingel da" gelassen.

Im sechsten Auftritte macht die Erzählung des ersten Jägers eine lange Reihe von Acten der Untreue gegen geleistete Fahneneide kund; und die Zuhörer finden dabei eben nichts zu verwundern.

Der Rekrut im siebenten Auftritte hat Vater, Mutter und Verwandte verlassen und ist seiner Braut untreu geworden.

Nachdem nun im achten Auftritte der Kapuziner den Feldherrn angeklagt hat, daß derselbe „die Völker von den wahren Lehren zu falschen Götzen thut verkehren", daß derselbe, wie Petrus, seinen Herrn und Meister verleugnet, folglich dem alleinseligmachenden Glauben ungetreu geworden ist: so zeihen nun im elften Auftritte die Kriegsmänner den Kaiser der Untreue gegen den geliebten Feldherrn, welcher vermöge des mit dem Kaiser bei Errichtung des Heeres abgeschlossenen „Bedings und Pakts absolute Gewalt hat", sich folglich die Entfernung seiner besten Truppen nicht braucht gefallen zu lassen. Der Wachtmeister spürt in dem Befehle des Kaisers zum Abmarsch der Truppen „eine böse Falle"; der erste Kürassier nennt's eine Verschwörung, ein Komplot, den Kriegerstand zu schwächen, den Feldhauptmann um seine Macht zu bringen. — Die Soldaten ihrerseits sind auf dem besten Wege, ihrem Verhältnisse zum Kaiser ungetreu zu werden, bis der erste Kürasster, der gern in Ehren ein tüchtiger Reiter sein, nicht von den Pfaffen und Schranzen sich führen und verpflanzen lassen, jedoch die Disciplin aufrecht erhalten wissen will, bis der zu einem pro memoria räth, vermöge dessen sie ihr Zusammenbleiben durchsetzen und sowohl dem Kaiser als auch dem Friedländer ihre Treue bewahren wollen. Dieses pro memoria soll dem Max Piccolomini überreicht werden, der sowohl beim Friedländer als auch beim Kaiser in hoher Gunst und so als ein guter Mittelsmann zwischen beiden steht, ein sicherer Vertreter der ächten Treue und Rechtschaffenheit.

Auch „die Piccolomini" beginnen sogleich im ersten Auftritte mit der Treulosigkeit des Gallas gegen Wallenstein. Es wird ausgesprochen, wie „die in Wien" dem Feldherrn den Arm verkürzen, ihm die Flügel, wo sie können, beschneiden. Es wird vermuthet, daß der Feldherr, wenn er nicht von seinem Rechte weichen will, von seinem Platze werde weichen müssen.

Im dritten Auftritte deutet Octavio die Anstalten Wallensteins „auf einen nahen Ausbruch der Empörung", also auf einen Bruch der Unterthanentreue. Ueber sich selbst aber giebt dieser Octavio einen Aufschluß, der uns seine Untreue gegen den ihm so fest und sicher vertrauenden Wallenstein auf's Entschiedenste erkennen läßt. Diese Untreue übt er, weil er dem Kaiser getreu ist, für den Kaiser gegen Wallenstein wirkt. Mit Horchern hat er den Feldherrn umgeben; er erhält von jedem Schritte, den Wallenstein thut, Wissenschaft; ja, er mißbraucht geradezu Wallenstein's persönliches Vertrauen. Was hilft es ihm, daß er dem Questenberg versichert, er habe nicht durch Lügenkünste und gleißnerische Gefälligkeit sich in Wallensteins Gunst gestohlen, nicht durch Heuchelworte dessen Vertrauen genährt, er habe sein wahres Herz zwar verborgen, aber nie ein falsches geheuchelt? Immer wird er dem Friedländer gegenüber uns als ein falscher, untreuer Mann erscheinen. Er ist in unserm Gedichte der Repräsentant des Kaisers und der kaiserlichen Partei; und ein schauerliches Gewebe von Heuchelei und Falschheit ist es, mit dem Wallenstein

umstrickt wird. Auch die Bedienung treibt Horcherei und Verrath. Während des Bankets sagt der dritte Bedienter zum Johann: paſſ' ja wohl auf, daß wir dem Pater Quiroga recht viel zu erzählen haben; er will dafür uns auch viel Ablaß geben. Und der ſchwarze Herr mit dem Kreuz, der Spanier Maradas, erſcheint dem ehrlichen Neumann auch als Einer, dem man, d. h., welchem Wallenſtein zu viel traut. Wenn aber Queſtenberg von Furcht durchdrungen ausruft, „Weh' uns! Wo dann ein zweites Heer gleich finden, um dieſes (das Wallenſteinſche nämlich) zu bewahren?". —: ſo geht daraus hervor, daß er bei Wallenſtein die Untreue und den Verrath als entſchieden vorausſetzt und auf dieſe Vorausſetzung hin die heimlichen Maßregeln gut heißt, welche Octavio, den Freund und Feldherrn betrügend, ſchon getroffen hat. So können wir ſicher als richtig und wahr gelten laſſen, was Max am Schluſſe des vierten Auftritt's ſagt:

Dem Fürſten macht ihr's Leben ſauer, macht
Ihm alle Schritte ſchwer, ihr ſchwärzt ihn an.
Ihr macht ihn zum Empörer und, Gott weiß!
Zu was noch mehr. —

Und zu welchem Zwecke ſchlägt man dieſe und ähnliche krummen Wege ein? Wallenſtein ſelber ſagt's im ſiebenten Auftritte gerade heraus, wenn er ſpricht: „den Kaiſer drückt das Pactum mit mir. Er mögte gerne, daß ich ginge."

Nun freilich! Wallenſtein ſelbſt geht auch nicht den geraden Weg. Und wenn Octavio den ſtärkſten Beweis ſeiner kalten, wohlüberlegten Untreue dadurch giebt, daß er die verfälſchte Eidesformel ohne Weiteres unterſchreibt, ſo daß Iſolani dem Max ſagen darf, „ſeh' Er her, der Vater hat auch unterſchrieben": ſo iſt Wallenſtein ſeinerſeits nicht minder ſchon dadurch ſeiner Pflicht und dem Kaiſer ungetreu, daß er ſich durch die, eine **unbedingte** Ergebenheit eidlich bekräftigende Unterſchrift der Treue ſeiner Generale zum Schaden des Kaiſers verſichern will. Ja, Wallenſtein wird zuletzt vollſtändig ungetreu, ungetreu bis zum Verrath. Erſchütternd dringen (in Wallenſteins Tod, II. 2.) die Worte des Max, in denen er den Verrath bezeichnet, an unſre Seele:

Das iſt kein überſchritt'nes Maß! Kein Fehler,
Wohin der Muth verirrt in ſeiner Kraft!
O, das iſt ganz 'was anders — das iſt ſchwarz,
Schwarz, wie die Hölle! — —

Es bedarf indeſſen wohl keiner weiteren Beweisführung, um uns zu überzeugen, daß die Idee, aus welcher wie aus tiefſtem Seelengrunde das ganze Gedicht hervorwächſt, keine andre iſt als die, welche in dem Namen „Treue" ihren Ausdruck findet, Treue in der vollen, großen, ewigen Bedeutung des Worts, die Treue, welche Wallenſtein ſehr wohl zu würdigen weiß, wenn er (Wallenſteins Tod, I. 6. am Ende) Folgendes ſpricht:

Die Treue, ſag' ich euch,
Iſt jedem Menſchen wie der nächſte Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er ſich geboren . . . .

1*

Nur an die Stirne setzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue soll
Den bloßgegebnen Rücken ihm beschützen.

In diesen Worten hat Schiller das Wesen jener Treue angedeutet, welche, wie ein lebendiger Urquell aus der göttlichen Tiefe des ganzen Daseins hervorströmend, jegliches wahre Lebensheil bedingt und wie im Freundesbund und Familienleben so auch im Staatenwesen allein alles Glück und Gedeihen aufsprießen läßt. Der Gedanke an diese Treue, an dieses göttliche Grundprincip der Schöpfung, ist es, was die Seele des Dichters durch und durch erfüllte, als er in unserm Gedichte das Gemälde schuf, welches uns jene durch den leidenvollen dreißigjährigen Krieg herbeigeführte Umgestaltung des deutschen Reiches und Wesens zur Anschauung bringen und zeigen sollte, daß ohne Treue die Hoffnung auf Lebensheil gar eitel ist.

Wie lebhaft dieser Gedanke, ja, wie dieser Gedanke allein während seiner Dichtarbeit am „Wallenstein" des Dichters Geist erfüllte und spannte, das wird uns auch daraus ersichtlich, daß fast alle jene Balladen, deren Vollendung in die Zeit der Wallensteinsdichtung fällt, von der Treue handeln. Da ist in der Bürgschaft die Freundestreue, die Stich hält in ihrer politischen Richtung gegen den Usurpator der Alleinherrschaft in Syrakus. Da ist im Ritter Toggenburg die Liebestreue, die ausharrt bis in den Tod, obwohl sie nimmer beglückt worden ist. Im Eisenhammer wird die durch Religiosität geweihete Diensttreue des Fridolin gefeiert, im Kampf mit dem Drachen die Rittertreue in Betreff des Ordensgelübdes auf die Probe gestellt. Hero und Leander — hoch in seinen Flutenreichen wälzt der Gott die „heil'gen Leichen"; und die klingenden Wogen des Ozeans flüstern dem Pilger ewigen Gesang von der Treue der Liebenden zu.

In unserm Gedichte aber hat die Treue eine leibhafte Gestalt, ein concretes Leben und die Ersichtlichkeit ihrer wie mit ätherischem Gotteshauch die harte Menschenbrust anwehenden Lebensbethätigung gewonnen in den Gebilden des Max und der Thekla oder vielmehr in dem Verhältniß, welches diese Beiden mit einander in Einheit verflochten hält. In ihrer besonderen Bestimmtheit treten beide hervor, wann sie es mit einander allein zu thun haben, wie im fünften Auftritte des dritten Aufzugs der Piccolomini. Und als habe uns der Dichter einen Wink geben wollen, daß der Gedanke der Treue das Centrum oder auch die Basis des ganzen Gedichts bilde, so steht auch in Betreff der äußerlichen Anordnung des Ganzen dieser Auftritt fast in der Mitte des mittlern Theiles des Drama's, und zwar so, daß die Treiberin der politischen Intrigue, die Gräfin, beide Liebende in nächster Nähe begleitet, während der Gegensatz gegen die Treue, nämlich die Fälschung der Eidesformel, hart nebenan folgt. — Daraus schon geht hervor, daß die beiden Gebilde des Max und der Thekla nicht bloß urgehörige sondern vielmehr wesentlich nothwendige Elemente des Drama's darstellen. Max mit der Thekla, in dieser durch Lieb' und Treue gegebenen Einheit, steht wie der gute Genius, wie ein

himmlischer Schutzgeist und Gottesbote zwischen Octavio und Wallenstein. Er ist hingestellt als das lebendige, leibhaft gewordene Gewissen derselben. Octavio sowohl, dieser Repräsentant der kaiserlichen Machinationen gegen Wallenstein, wenn er sich durch Max von seinem Argwohn und seinem Schleichwege zu Ehrlichkeit und Offenherzigkeit hätte hinwenden, als auch Wallenstein, dieser bis zu Empörung und Verrath gegen den Kaiser getriebene Feldherr, wenn er sich durch das Liebesverhältniß zwischen seiner Tochter und dem von ihm selbst doch wahrhaft geliebten Max hätte von seinem Ehrgeiz und dem auf seine vermeintliche Heerführermacht gestützten Uebermuth ablenken lassen: wie hätte Alles troß des bösen Anscheins noch ganz gut werden können! Max und Thekla sind Beiden blutsverwandt, nächste Blutsfreunde; es kann keine nähere Verwandtschaft geben. So bezeichnen sie auch durch ihre äußere Stellung die Nähe und Innigkeit des Geistes Gottes, der in der Stimme des Gewissens der Menschen seine Verwandtschaft mit den Menschenkindern kund werden läßt. Besonders steht Max durch die väterliche Freundschaft, welche Wallenstein für ihn hegt, sowohl diesem als durch leibliche Abstammung dem Octavio innigst verbunden da.

Nun aber lehrt die tägliche Erfahrung, daß des Gewissens Stimme, deren Inhalt ja eben nichts Anderes ist als Liebe und Treue, bei jedem Conflict, in den der Mensch mit seiner Pflicht geräth, anfangs wie aus dunkler Verborgenheit hervor und leise sich vernehmen läßt. Der Mensch weiß nicht, woher sie kommt, wird sich ihrer kaum bewußt. In wichtigen Entscheidungsmomenten aber tritt sie dann lebendiger, tritt sie endlich kräftig und entschieden hervor, so daß der Mensch mit vollem Bewußtsein ihre Natur erkennt und sich auf den Scheideweg zu eigner Wahl gestellt sieht. Uebertönet dann der Ruf der Leidenschaft, übertönet dann die Forderung der Selbstsucht des Gewissens Stimme: so zieht sich die Letztere wieder in die Verborgenheit zurück, aus der sie kam, und entschwindet dem Bewußtsein des Menschen. So Max und Thekla als Repräsentanten des Gewissens in Betreff ihres Mitwirkens an der Gestaltung der vorhandenen Personen und Verhältnisse. Sie treten in den Kreis dieser politischen Haupt- und Staatsaction wie Wesen aus einer fremden Welt. Sie haben auf den ersten Blick hin mit den Angelegenheiten der Fürsten und Feldherrn gar nichts zu thun und scheinen mit dem Ganzen nur in einem sehr leisen Zusammenhange zu stehen. In die Handlung und in deren thatsächliche Wendung greifen sie wenig oder gar nicht ein. Je mehr indessen der Gang der politischen Intrigue vorschreitet und insbesondere die Hauptpersonen derselben in Bewegung setzt: desto lebhafter wird die Theilnahme der Beiden und das Gefühl ihres Verschlungenseins von den verhängnißvollen Wirbeln der Begebenheiten. Von der, ihrem jungfräulichen Character gemäß mehr im Innern des Familienbodens zurückbleibenden Thekla aufmerksam gemacht und zur Achtsamkeit und Bethätigung gereizt, tritt nun Max zuerst dem eignen Vater, dann dem väterlichen Freunde mit der mächtigen Stimme der Wahrheit und Treue entgegen. Aber die

Stimme verhallt und kann die aus den finster verschürzten Verhältnissen hervorbrechenden Geschicke nicht aufhalten. Da schwinden Beide hinweg, wie Geister zurückschweben in die Urheimath der Liebe und Treue.

So könnte es den Anschein gewinnen, als wären Max und Thekla bloß symbolisch-idealistische, luftige Gestalten und Schattenbilder, die wie wesenlose, himmlische Seelen in diese übrige ganz realistische Welt voll Untreue und Verrath wunderbarlich und unnatürlich hineingezaubert wären und wie ein Erzeugniß der Dichterlaune ebensogut fehlen dürften, wie sie nun einmal da sind. Dem ist indessen nicht also! Schon als Repräsentanten der Liebe und Treue überhaupt müssen sie reale Wesenheit haben. Sie haben aber sogar ganz realistische Leiblichkeit und sind Figuren von rechtschaffenem Fleisch und Bein, d. h. durchaus objective Figuren des Drama's, weil sie demselben und der in ihm zu entwickelnden Handlung nothwendig verwebte, wesentliche Bestandtheile bilden. Ja, in ihnen sind geradezu die Hauptelemente gegeben, an denen der Kern der Handlung, nämlich der Aufstand Wallensteins gegen den Kaiser, zur beabsichtigten Entwicklung kommen soll. Und für diesen Zweck hat der Dichter ihr Erscheinen überhaupt sowohl als auch ihre Natur und ihr Verhalten insbesondere streng genug motivirt.

Denn wie einst Agamemnon seine Tochter Iphigenie, deren Opferung ihm unentbehrliches Mittel zu endlicher Ueberfahrt nach Troja geworden war, durch die vorgespiegelte Verlobung mit dem Achilleus nach Aulis lockt: so läßt Wallenstein zu, daß die Gräfin den Sohn des Octavio mit der Thekla zusammenführt, um so die beiden Piccolomini als die einflußreichsten Officiere des Heeres auf's Engste mit seinem eigenen Interesse zu verknüpfen. Das kündigt die Gräfin mehr als einmal auf's Entschiedenste an. So sagt sie zu Terzky:

Errath' ich etwa nicht,
Warum die Tochter hergefordert worden?
Warum just er gewählt, sie abzuholen?
Denn dieses vorgespiegelte Verlöbniß
Mit einem Bräutigam, den Niemand kennt,
Mag Andre blenden! Ich durchschaue dich (den Wallenstein nämlich).
Doch dir geziemt es nicht, in solchem Spiel
Die Hand zu haben. Nicht doch! Meiner Feinheit
Bleibt Alles überlassen.

Und dem Wallenstein selber giebt sie zu hören:

Diese Reise —
Wenn's deine Absicht nicht gewesen (Max und Thekla mit einander zu verbinden), schreib's
Dir selber zu. Du hättest einen andern
Begleiter wählen sollen.

Ihrer Nichte Thekla aber eröffnet sie geradezu: „auf der Wage liegt das große Schicksal unsres Hauses". Und Max soll, wenn ihm überhaupt je der hohe Lohn deiner Hand bestimmt ist, mit dem höchsten Opfer, das Liebe bringt, dafür bezahlen, d. h., sich unbedingt den Plänen Friedlands widmen. Und

wiederum: „es steht bei euch, dem Vater einen großen Dienst zu leisten. Ihr könnt den Max Piccolomini unauflöslich an den Vater binden."

Der Vater ist vom Kaiser abgefallen,
Steht im Begriff, sich zu dem Feind zu schlagen
Mit sammt dem ganzen Heer.
Es braucht ein großes Beispiel, die Armee
Ihm nachzuziehn. Die Piccolomini
Stehn bei dem Heer in Ansehn; sie beherrschen
Die Meinung, und entscheidend ist ihr Vorgang.
Des Vaters sind wir sicher durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in eurer Hand. — —

Gleich im fünften Auftritte des ersten Acts der Piccolomini erkennt auch der alte Octavio den Plan und ruft: „Fluch über diese Reise! O, ich fürchte Alles! Ich seh das Netz geworfen über ihn." In der ersten Scene dieses ersten Actes ist nicht umsonst hervorgehoben: „Max Piccolomini hier? Er führt aus Kärnthen die Fürstin Friedland her und die Prinzessin." Ja, schon im zweiten Auftritte des Lagers wird unsre Aufmerksamkeit geweckt durch die Worte des Trompeters: „die Herzogin kommt ja heute herein mit dem fürstlichen Fräulein." Und am Schlusse des Lagers wird Max ganz besonders durch die Worte des ersten Kürassiers hervorgehoben:

Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Piccolomini — ich meine den Sohn —
Der versteht sich auf solche Sachen,
Kann bei dem Friedländer Alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Brett
Bei des Kaisers und Königs Majestät.
Piccolomini soll unser Sprecher sein!

Daraus geht entschieden hervor, daß Max bei allen Personen des Drama's eine hohe Bedeutung hat, daß in seinem Verhalten eine wesentliche Bedingung für das Gelingen des Wallensteinschen Plans gegeben ist, ja, daß durch den Beitritt des Max ein Hauptgewicht in die „Wage" fällt, „auf welcher das große Schicksal unsers Hauses liegt". Durch die Aussicht auf Thekla's Hand wird aber Max an Wallenstein gefesselt. Ohne Thekla kann also Max nicht sicher gefesselt werden. Folglich in Max und Thekla ruhet eine der vornehmsten Bedingungen des Auslaufs der ganzen Handlung des Drama's. Dazu bedarf es aber realer, objectiver Gestalten. Und das sind in ihrer Art sowohl Max als Thekla hinlänglich. Freilich entsprechen sie nicht den Zwecken Wallensteins. Er hat sich in Dem, was er zur Hauptstütze seines Plans erkoren hatte, verrechnet. Denn er hat nicht bedacht, daß die ächte Treue das Ergebniß freier Entscheidung, daß die ächte Freiheit nur die Genossin der Wahrheit und Tugend ist. So können Max und Thekla nicht mit ihm sein; so erwächst ihm aus der Abwendung derselben von ihm der bitterste persönliche Schmerz. Freilich richten Max und Thekla mit ihrer Mahnung zur Treue und Rechtschaffenheit nichts aus, sie vermögen nicht den Gang des Ehrgeizes aufzuhalten noch in den Sturm der vom Verbrechen der

Untreue bewegten Handlung hemmend einzugreifen, weil das realistische und materielle Wesen sowohl Wallenstein's als Octavio's mit zu mächtiger Wucht die Wagschale Wallensteins niederdrückt, als daß das geistige Princip der Willensentscheidung für Treue und Entsagung ein Gleichgewicht oder Uebergewicht gewinnen könnte. Aber luftige Schatten sind sie dessenungeachtet mit nichten. Zeigt nicht der Umstand realistischen Stoff an Beiden genug, daß sie im ersten Moment ihres Alleinseins sogleich vom Heirathen sprechen? Keine Spur idealistischen Liebesgeschwindels, kein Hauch überirdischer Phantasterei! Sie wollen sich ganz einfach, ächt hausbacken bürgerlich und realistisch heirathen. Seitdem sie aber die verhängnißvolle Lage der Dinge erkannt haben, resigniren sie mit vollem Bewußtsein und edler Kraft, welche mit Aufopferung alles Liebesglücks die Liebe selber und die wechselseitige Achtung bewahrt. Zu solcher Resignation ist eine ganz gesunde Körperlichkeit und ein gediegnes Nervensystem nothwendig, wie denn auch ohne dergleichen Niemand so ruhig und sicher in den Tod gehen kann. Ja, wir dürfen sehr wohl ihnen diesen Tod zum Vorwurfe machen, ihnen diese Vergessung ihrer Pflichten gegen Octavio und die Herzogin als menschlichen Fehler, als eine That der Selbstliebe, die sich aus dem Drang des Lebens herausretten will, anrechnen. Um so mehr erscheinen sie, obwohl Repräsentanten der erhabnen Idee der Treue und gerade durch ihren freiwilligen Tod als solche recht ersichtlich bekräftigt, doch als Menschen, ebenso wie diese ganz realistische aber hochherzige Gräfin, die den Sturz ihres Hauses und somit den Untergang all' ihrer Pläne und Hoffnungen nicht überleben mag.

Daß bei ihrer rein menschlichen Höhe Max und Thekla auch körperlich edler und weniger massiv sich darstellen, das liegt in ihrer Stellung zu fast allen übrigen Gestalten des Drama's, die freilich nicht anders als in der ihrem Character entsprechenden Derbheit hervortreten können. Der ewig beschäftigten und im Grunde die Intrigue regierenden Gräfin, die überall practisch eingreift, gegenüber thun sie wenig. Während die Gräfin treibt, sind sie mehr aufhaltende Elemente. Das ist aber gerade ihre Bestimmung; und nur wenn sie den Gang der Gräfin nicht bloß aufzuhalten sondern geradezu rückwärts zu wenden vermögten, nur dann könnten sie thätiger eingreifen in's Ganze: das aber dürfen und sollen sie nicht. Ganz natürlich bilden sie daher Gestalten, die allem Uebrigen in einer gewissen Fremdheit gegenüber stehen. Und gerade dieser Umstand giebt ihnen für den Zuschauer oder Leser des Drama's einen so entzückenden Reiz und den Schein einer gewissen Körperlosigkeit. Denn sie treten in dies handgreifliche Thun und Treiben mit der ganzen Reinheit des Menschenthums, in dem Lichte göttlicher Wahrhaftigkeit hinein. Und das hat an ihnen die Liebe gewirkt, die Liebe, von welcher die meisten andern Personen des Drama's wenig oder nichts wissen. Es ist ein schöner, ächt dramatischer Zug, daß bei dem Banket der wüste Isolani gleich mit dem Beginne des Auftrittes dem Max jenen alten guten Trinkspruch „Herr Bruder, was wir lieben!" zubringt, während seine eigene verspielte Seele von Liebe

wahrscheinlich keine Ahnung hat und sammt allen Tafelgenossen mit Verletzung des Eides beschäftigt ist. Er beschwört gleichsam die Liebe herbei, die doch nirgend in der Gesellschaft Raum finden kann.

Wie nämlich auch vorher Max beschaffen gewesen sein mag: in dem Moment, mit dem das Drama beginnt und ihn selber auftreten läßt, ist er vermöge des mit Thekla geschlossenen Liebesbundes ein ganz andrer, neuer Mensch geworden. Alles, was wir aus früherer Zeit von ihm wissen, daß er von der Brück' herab den Rappen sprengend sich durch der Elbe reißend Wasser zu seinem Vater schlägt, der in Nöthen war; daß er überhaupt als tapferer Führer sich auszeichnet; daß selbst die Feinde ihm Ehre und Thränen zollen, weil Viele seine Großmuth und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren haben; alles Das so wie die noble und reputirliche Aufführung seines Küraßiercorps im Lager und besonders diese tiefe Zuneigung, welche der strenge und sonst nur auf sich zurückgezogene Wallenstein ihm widmet: das Alles beweiset, daß er auch vorher ein sittlich ausgezeichneter, kräftig nach Höchstem strebender Jüngling war. Dies Höchste stand ihm ja in dem hochverehrten Feldherrn vor Augen. Daher denn auch nach dem Beispiele des Feldherrn schon früher seine Zurückgezogenheit von den Feld- und Lagergenossen, so daß deren Rohheit ihn wenig berühren und irritiren konnte. Diese schöne Menschennatur ist nun durch die Liebe noch gehoben, geläutert, gekräftigt, vergeistigt, in jeder Beziehung gesteigert. Wie scharf steht er nun im Gegensatz zu den vorhandenen Personen und Dingen! Wie fühlbar wird ihm selbst dieser Gegensatz, sobald er in Berührung mit diesen Personen und Dingen tritt! Und wie er den Wallenstein nun zunächst noch höher schätzt, so wird er desto erregter gegen dessen Feinde. So erklärt sich die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der junge Mann dem Questenberg gegenübertritt. Denn die Liebe hat ihn zur Mündigkeit und zum Eifer für Das, was seiner Liebe zugehört, erhoben. So vergißt er um so leichter in der Rathsversammlung seine Jugend, die ihn sonst wohl gehindert hätte, die zum Theil bejahrten und berühmten Generale so dringend zu treiben, daß sie den Wallenstein nicht möchten von sich ziehen lassen. Max ist an seiner Liebe ein Mann geworden. Und er wird ein Mann im vollen Sinne des Wortes trotz seiner sechsundzwanzig Jahre, da seine Liebe alsbald durch tiefsten Schmerz zu vollem Bewußtsein geweckt und zur Bethätigung ihres Wesens nach außen hin getrieben wird. Die erste Unterredung mit Thekla hat ihm nämlich dargethan, daß nicht bloß seine Liebe sondern auch alles Uebrige mit ihr an einem grausen Abgrunde des Verderbens steht. Der furchtbare Ernst des Lebens verscheucht den Traum der Liebe, giebt dem Jünglingsherzen Mannesmuth und Manneskraft zur That, zur Entsagung, zur Treue bis in den Tod. Daher begreifen wir die Entschiedenheit, mit welcher Max dem eignen Vater sich gegenüberstellt; daher die Festigkeit, mit welcher er zu Wallenstein spricht; daher zuletzt seinen Entschluß zu sterben, da ihm zwischen Pflicht und Liebe keine Wahl gelassen ist.

Thekla ihrerseits ist allerdings im Kloster auferzogen. Indessen schließt

diese Klostererziehung die Bildung des Geistes und Willens nicht aus. Und „Mutter Natur hat in stillen Klostermauern das Ihrige gethan, dem lieben Kind aus freier Gunst das Göttliche gegeben.“ Die Gräfin ist der Sitte der Zeit gemäß gewiß auch in einem Kloster erzogen; wer aber merkt ihr irgend Klösterlichkeit an? Die Tochter des allgewaltigen Wallenstein hat zweifelsohne auch im Kloster die gehörige Berücksichtigung erfahren und ist überdies von Natur so geschaffen, daß sie, wie die Gräfin sich ausdrückt, mehr nach ihres Vaters Geist artet. Daher ist's nicht zu verwundern, wenn sie sich gleich bei der ersten Begrüßung Wallensteins so beträgt, daß dieser selbst ihr das Zeugniß giebt: „das holde Kind! Wie fein bemerkt und wie verständig!“ Im Kloster hat sie jedenfalls viel von ihrem Vater sprechen gehört, hat sich aus frühern Erinnerungen an seine Persönlichkeit ein solches Bild von ihm gemacht, wie es den aus Erzählung bekannt gewordenen Thaten desselben entspricht. Und da nun dieser Mann, ihr Vater, in seiner Heldengestalt und ganzen Stattlichkeit vor ihr steht, so sieht sie ihr Bild in Wirklichkeit. Wenn sie nun „fein und verständig“ bemerkt, der Vater habe nicht gealtert, so thut das späterhin von Wallenstein selbst erwähnte „greise Haupt“ dieser Bemerkung nicht im Geringsten Eintrag. Sie meint die ganze Stattlichkeit des Mannes, der in seinem etwa funfzigsten Jahre jugendlich rüstig und kräftig sich darstellt. Uebrigens bedient sich Wallenstein, den deputirten Kürassieren gegenüber, des Ausdrucks „greises Haupt“ lediglich zur Bezeichnung seiner langen Arbeit für den Kaiser. Das Haupt ist gar nicht „greis“, sondern immer noch, wie Wallenstein später zu Gordon sagt, „ein brauner Scheitel.“

Thekla tritt verhältnißmäßig noch realistischer auf als Max. Als die Gräfin dem Liebenden entdecken will, was Thekla nach dem ersten Kusse gesagt oder gethan habe — wie entschieden und gefaßt giebt sie sich in den Worten kund: „spart euch die Mühe, Tante! Das hört er besser von mir selbst.“ Mit welchem Selbstbewußtsein bezeichnet sie den Schmuck, der die Fürstentochter umgab, als eine Mummerei, von deren Bürde sie sich schnell befreit hat. Welche Sicherheit des innern Lebens bezeichnet der Spruch: „das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt!“ Solch ein Gemüth wird durch Nichts in Verwirrung gebracht, läßt sich nicht imponiren. Aber auch verblenden läßt sich's nicht. Daher reichen wenige Worte der Gräfin hin, um die Thekla über den Stand der Dinge in's Klare zu bringen. Die Gräfin hat an der Thekla in Betreff der Geistes- und Willenskraft ihres Gleichen gefunden; aber Thekla hat Unschuld, Gemüth, Liebe und Wahrheit, während jene kalt, herzlos und leidenschaftlich ehrgeizig erscheint. Fast mit Ueberlegenheit spricht Thekla zum Max ihr erstes vertrauliches Wort: „trau' ihnen nicht! sie meinen's falsch.“ Sie ist's, die ihm die Augen öffnet. Sie ist's, die zuerst den Gedanken an Verheirathung und den Zweifel an deren Bewilligung von Seiten Wallensteins ausspricht. So ist sie's auch, welche resignirt und ahnungsvoll das Schicksal bezeichnet, welches ihrem Hause und ihr droht. Von diesem Momente an hat sie, Wallensteins

„starkes Mädchen," mit dem Leben abgeschlossen und lebt nur noch den Schmerzen der Liebe und der Darlegung fester Treue bis in den Tod. Daß sie, nachdem sie Alles weiß, durch und durch erschüttert ist, liegt in ihrer Mädchennatur und in der Natur der Sache. Aber die Klarheit des Geistes und die Entschlossenheit der Seele bleibt ihr. Wenn sie daher vor dem Vater nicht singt, so folgt dieser Umstand nicht aus Nervenaffection oder weil sie nicht will, sondern daraus, daß sie singen nicht kann. Denn sie würde heucheln, wenn sie's thäte; sie müßte sich verstellen, und das kann sie nicht. Sonst würde sie an das Höchste Alles setzen. Hat sie doch den festen Willen, den unbezwinglichen, in ihrer Brust kennen gelernt, und ihr Vater würde in ihr die ächte Tochter Friedlands finden. Nun aber, da sie den Abfall Wallensteins vom Kaiser erfahren hat: was könnte nun noch „gut werden?" Sie ist auf immer im Leben vom Max getrennt. Von einer irdischen Verbindung mit ihm — ach, davon ist nun gar nicht mehr die Rede. Sie lebt nur noch der Treue, und ihr Schicksal wird bald entschieden sein, wie bald das Schicksal des Geliebten sich entschieden haben wird. — Daher ist's ihr denn auch „unerträglich," den Vater jetzt zu sehen: er hat ihre Achtung eingebüßt. Ihr Mitgefühl für die schwache, jammernde Mutter ist aber viel mehr Mitleiden als eigentliche töchterliche Liebe und Anhänglichkeit. Denn wenn sie (Wallensteins Tod III, 2.) bei der Mittheilung der Gräfin „der Vater ist vom Kaiser abgefallen" u. s. w. — wenn sie, sag ich, in den Ruf „o, meine Mutter!" ausbricht: so geschieht dies nicht, weil sie sogleich und zuerst an den schmerzlichen Eindruck denkt, den dies Ereigniß auf die Mutter machen werde, sondern weil ihr während der Reise von der Mutter alles Das mitgetheilt ist, was diese dem Wallenstein selbst über den Stand der Sachen in Wien gesagt hat, und manches Andere mehr, woraus nun Thekla schon ihre eigenen Schlüsse gemacht hat. Die Herzogin muß ja Alles, was sie drückt und quält, heraussagen und klagen. Sagt sie doch auch im dritten Auftritte in Gegenwart der Tochter: „o, der unbeugsam ungezähmte Mann! Was hab' ich nicht getragen und gelitten u. s. w." Daher sind die Worte „o, meine Mutter!" zum ersten Male so zu verstehen, als spricht Thekla dieselben für sich selbst und will sagen: o, Mutter, das hast du wohl gesagt! Nun gehen deine schlimmen Ahnungen in Erfüllung. Später dann beklagt sie die Mutter und zürnet geradezu dem Manne, der „meine Mutter stürzt in's Grab." Denn daß diese schwache Mutter den Schlag nicht überlebt, setzt sie voraus; und damit mag sie sich entschuldigen, wenn sie selbst **vor** dieser Mutter noch zu Grabe geht. Daß sie aber dem Geliebten nachfolgt in's Grab: dadurch hat sie die Treue besiegelt und bewährt. — —

Wie nun der Dichter an den Gestalten des Max und der Thekla Liebe und Treue als die Grundlage aller menschlichen Tüchtigkeit, alles wahrhaften Menschenheils und somit als das Grundgesetz des ächten Menschenthums überhaupt in **positiver** Weise concretirt und zur Anschauung bringt: so läßt er uns durch die Nebeneinanderstellung derselben mit ihrem Gegensatze das Gött-

liche auch auf negative Weise um so reiner erkennen, als er uns den Untergang alles von Rücksichtslosigkeit und Untreue bewegten Thuns und Treibens der Menschen in großen, erschütternden Gebilden vor Augen stellt. Denn Alles, was wir (die schwache, stets unglückliche Herzogin und etwa einige von der Dienerschaft ausgenommen) außer Max und Thekla zu Gesicht bekommen, ist mehr oder weniger dem Verbrechen der Untreue und den trostlosen Folgen derselben verfallen. Zwei Hauptgewalten, gleich tief in den Wogen der Untreue verkommen, ringen gegen einander. Octavio als Repräsentant der kaiserlichen Gewalt wühlt wie ein Maulwurf überall Minen auf und lockert den Boden, auf dem Wallenstein sicher zu stehen wähnt, so daß Letzterer in den Abgrund stürzen muß. Wallenstein seinerseits, im nicht zu beschwichtigenden Gefühle früher erlittner Kränkung, richtet sich seinem Herrn gegenüber übermüthig empor und sucht auf vermeintlich unerforschbaren Wegen die Mittel zu sichern, durch welche er seinem Trotz und weiterhin dem Gelingen besonderer Wünsche Nachdruck geben will. Er spielt zunächst bloß mit der Untreue. Allein eben darum entgeht er der Erfahrung Dessen nicht, „der mit dem Teufel spielt." Aus dem Spiele wird bitterer Ernst. Der Schein der Untreue wird ihm als Wirklichkeit derselben angerechnet, so daß er zu wirklichem Verrathe getrieben wird. Darauf aber wird von seinen Feinden an dem ewigen Rechte selber gefrevelt. Denn diese strafen Wallensteins Verrath nicht nach Recht und Gesetz; sie fällen ihn durch schändlichen Meuchelmord. Wie sehr er nun auch gefehlt haben mag, der übermüthige Mann: sein Verrath erscheint als ausgeglichen durch diesen Meuchelmord. Der ewige Richter aber legt in die Wagschale des Gerichts außer den Schicksalsreizungen auch die Thatsache, daß Wallenstein doch den Max geliebt, ja, wirklich geliebt hat. Und unser Mitleid für Wallenstein, unsre Theilnahme, unsre Versöhnung mit ihm ist gerechtfertigt.

Wir sehn den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzen größ're Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Diese unglückseligen Gestirne vollführen freilich ihren Lauf in Wallensteins eigener Brust. Diese Brust ist der Sitz von mancherlei Einbildungen. Und zu diesen Einbildungen gehört auch die, daß er meint, Solchen Vertrauen schenken zu können, die es nicht verdienen, während er Solchen, die ihm treu ergeben sind, kein Gehör leiht. Die meisten von denen, die ihn umgeben, sind theils für theils wider ihn der Untreue schuldig. Ja Einige, wie Buttler, Isolani, vereinigen sich erst mit Wallenstein gegen ihren Herrn, den Kaiser, um dann zu diesem überzutreten und gegen Wallenstein schnödeste Untreue zu üben.

Das am ersichtlichsten hervortretende Motiv zur Untreue ist der Ehrgeiz und die Rache, auch Habsucht mischt sich bei Einigen darein. Octavio „hat sein ganzes Leben lang sich abgequält, sein altes Grafenhaus zu fürsten." Daraus läßt sich wenigstens die widrige Art und Weise erklären, in welcher

er den Feldherrn betrügt; übrigens mag seiner Haltung, was die Sache selbst betrifft, rechtschaffene Ergebenheit und Treue für den angestammten kaiserlichen Herrn zum Grunde liegen. — In der Gräfin sind alle Kräfte ihres starken und feinen Geistes für die Befriedigung des Ehrgeizes concentrirt, sie ist gewissermaßen der personificirte Ehrgeiz selbst und scheut kein Mittel, sofern es nur nicht gemein ist (denn sie ist bei all' ihrem Ehrgeiz eine respectable Natur), um zum Ziele zu gelangen. Alles thut sie indessen weniger für sich als vielmehr für Wallenstein, dem sie im tiefsten Grunde ihres Wesens mit unverrathener Liebe zugethan ist. Sie ist nach der Seite des Ehrgeizes hin Wallensteins anderes Ich und stellt als dramatische Figur die Consequenz des reinen Ehrgeizes in Wallensteins Wesen dar, wie Max mit der Thekla die gute, edle Natur Wallensteins für sich objectivirt. — Terzky thut, was seine Frau ihm sagt. — Illo scheint bloß von Haß und Rache gegen das Kaiserhaus und die Welschen getrieben zu sein und repräsentirt in dieser Einseitigkeit des Friedländers Empfindung wegen der früheren Absetzung. Ueberhaupt ist Alles, was sich von realistischem Wesen in Wallensteins Character zu Tage stellt, in diesem Illo concentrirt, so daß derselbe Wallensteins Realismus in seiner Einseitigkeit aufweiset. Freilich hofft er auch unter Voraussetzung des Gelingens von dem künftigen Könige Böhmens sich durch reiche Schenkungen an Ländereien u. dgl. belohnt zu sehen. Haß und Rache aber kennen nicht Treue und Gewissen; überdies fröhnt Illo dem Bacchus. — Isolani „folgt dem Gott, dem er sein Leben lang am Spieltisch hat gedient. Er sieht das Schiff, auf das er seine Hoffnung hat geladen, gefährlich über Klippen gehn und rettet schnell die Waare, und keine Seele wärmt sein Eingeweide." Er wird ebenso leicht dem Wallenstein ungetreu, wie er's dem Kaiser geworden war, ein käuflicher Gesell. — Aber Buttler? Dieser Buttler steht für sich da, eine abgesonderte, finstere, unheimliche Gestalt. Was man bei seinem ersten Auftreten für Ehrgeiz halten mögte, ist im Grunde nur wilde, brütende, lechzende Ehrgier, diese zur Monomanie gewordene Anerkenntnißsucht in einer eisernen Brust und mit harter Faust. Mit diesem Heißhunger nach Ehre und äußeren Anerkennungszeichen ist Habsucht verbunden und wildes Rachegefühl verknüpft. Edlere Motive kennt die Seele dieses Irländers nicht. So steht er dem Wallenstein als dessen Gegensatz gegenüber, wie dies der Dichter in der Rede des Wachtmeisters (Lager, siebenter Auftritt) schon anzudeuten scheint, und wird in der That dessen böser Dämon.

Zwischen Allen steht Wallenstein als Träger der Handlung des Drama's in ganz eigenthümlicher Gestalt. Mit gewaltigen Anlagen und Fähigkeiten hat die Natur ihn ausgerüstet und (wie Gordon W. Tod, IV. 2 sich ausdrückt) „so hochbegabt" auf die Lebensbühne gestellt.

Es strebte schon
Der kühne Muth im zwanzigjähr'gen Jüngling.
Ernst über seine Jahre war sein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet.
Durch unsre Mitte ging er stillen Geist's,

Sich selber die Gesellschaft; nicht die Lust,
Die kindische, der Knaben zog ihn an.

Und Max sagt (Piccol. I. 4.) von Wallenstein aus: „er ist mit jeder Kraft zum Herrschen geboren, und mit der Kraft noch obendrein, buchstäblich zu vollstrecken die Natur. Geworden ist ihm eine Herrscherseele."

Wie nun? Werden diese Kräfte, sobald sie, zur Bethätigung angereizt, auf bestimmtem Puncte in Wirksamkeit gesetzt werden, sich zum Guten oder zum Schlimmen wenden? Umstände und Verhältnisse bestimmen den Weg und bieten Gelegenheit zu dem Einen, zu dem Andern. Aber der selbstständig wollende und beschließende Geist schlägt diesen oder jenen Weg ein, macht die Gelegenheit zu seiner Dienerin — und wie der freie Geist die Umstände erkennt, gebraucht und sich auf dieses oder jenes Ziel richtet, so erlangt er Fluch oder Segen.

Eine edle, stolze, dem Höchsten zustrebende, an Ueberirdisches sich lehnende Natur — so macht sich von Hause aus Wallenstein kund. Aber sein Edelsinn verhärtet sich im Laufe seines langen Kriegslebens zu Egoismus und Strenge. Sein Stolz, durch glückliche Erfolge verwöhnt, durch Beleidigung gereizt, artet in Hochmuth aus und giebt der Rachsucht Raum. Sein Streben zum Höchsten wird brennender Ehrgeiz, der im Gefühle der Macht mit Uebermuthe sich paart, dem kaiserlichen Herrn Trotz bietet und nach der Königskrone langt. So wird Wallenstein entschieden untreu und stürzt in den Abgrund. Und das um so leichter, als seine dem Ueberirdischen zugewendete Seele nicht den ewigen Gott des Weltalls und in diesem den treuen, liebevollen Vater der Menschenkinder gefunden sondern, dem Wahne seiner Zeit theils sich entziehend theils sich hingebend, aus den vermeintlichen Ergebnissen sterndeuterischer Wissenschaft sich eine eigenthümliche Schicksalsmacht erdichtet hat, auf welche er bauet, an welche er glaubt, als wäre dieselbe der wahrhaftige Gott. Eigenes Irrsal und die schmählichen Verhältnisse, die ihn von außen her umstricken, führen seine herrliche Natur zu Uebermuth, Verrath und Verderben. Lange genug ringt Wallensteins besserer Theil für Bewahrung der Treue an seiner Pflicht und an dem kaiserlichen Herrn; aber der Uebermuth auf die in seinem eigenen Geistesvermögen und in seiner Feldherrnmacht gelegene Wirkensgewalt läßt ihn nicht zur Bescheidung und zum Zurücktritt in die bestehende Sphäre der Gesetzlichkeit gelangen, so daß es seinen Widersachern gelingt, ihn zum Verrathe zu treiben und seinen Sturz unaufhaltbar zu machen. Wohl besiegen ihn daher seine Widersacher, diese Repräsentanten der als gesetzmäßig bestehenden und gewohnheitsmäßig anerkannten Ordnung der Dinge. Allein auch sie haben deſſ' nicht viel Gewinn. Denn wenn sie auch äußerlich ihr Ansehen retten und scheinbar ihre Macht herstellen, so sind sie doch nicht minder in ihrer eigenen Treulosigkeit erkannt, vor dem höheren Tribunal des Gewissens, darin Gottes Stimme redet, verworfen und von dem Geiste der Menschheit als unwürdig in die Acht erklärt. Und so zeigt uns denn unser Drama, wie im harten Kampfe mit den bestehenden, mate-

riellen Lebensgewalten (insbesondere auf dem Gebiete des staatlichen Lebens) ein großer Menschengeist zu Grunde geht, wenn er dem Grundgesetze des Daseins, das als Liebe und Treue von Gott selber gegeben ist, nicht gehorcht, sondern im Uebermuthe des eigenen Kraftgefühls sich zum alleinigen Mittelpuncte der Lebensbewegung machen will, indem er die Gebilde seiner Phantasie an die Stelle des allein wahren Gottes setzt.

Auf diesen letzten Umstand, daß nämlich Wallenstein vermittelst der vermeintlich untrüglichen Wissenschaft der Sterndeutung sich ein eigenthümliches Weltlebensprincip zurecht macht, welches er unter dem Titel „Schicksal" für wesenhaft hält und als Regierer und Ordner des Menschengeschicks verehrt — auf diesen Umstand legt der Dichter einen so schweren Nachdruck, daß wir der im Drama durch und durch waltenden Schicksalsidee genauer nachforschen müssen.

2.
Die Schicksalsidee in dem Drama.

In Wallensteins Lager, wo uns die untergeordnete Masse des ungebildeten Soldatenhaufens begegnet, hören wir aus dem Munde des Wachtmeisters über Wallensteins Weltanschauung nur die Mittheilung, daß derselbe „auch in den Sternen die zukünftigen Dinge, die nahen und fernen, lese." Außerdem setzt ihn der Aberglaube der Zeit mit einem grauen Männlein in Verbindung, das bei nächtlicher Frist durch verschlossene Thüren zu ihm einzugehen pflegt. Daraus wird der Schluß gezogen, daß Wallenstein sich dem Teufel übergeben habe, kugelfest sei und mehr dergleichen. Diese Meinung der Menge über Wallenstein erinnert uns an den Faust der Volkssage, während die Betrachtung des hohen Strebens und Ringens des Friedländers uns durch die Erinnerung an den Göthe'schen Faust im Wallenstein einen Faust auf politischem Lebensgebiete anerkennen läßt. Wie jenem so wird auch diesem Abfall von der wahren Lehre zu falschen Götzen, Teufelsbeschwörung u. dgl. zum Vorwurfe gemacht. Wie aber jener aus dem Zauberbuche des Nostradamus, so sucht dieser seine Weisheit aus dem großen Himmelsbuche der Sternenwelt. Jener im Bereiche des Geisteslebens nach Wissen und Können ringend, kommt wenigstens in der Form der Hoffnung zum Genusse des höchsten Augenblicks; dieser, nach dem Besitze irdischer Königsherrschaft die Hand ausstreckend, geht zu Grunde, weil seine Sterne hinter der Schwärze des Gewitterhimmels verschwinden.

Im ersten Auftritte des zweiten Aufzugs der Piccolomini sehen wir zuerst als Consequenz der Sternenkunde die äußerliche Anordnung der Dinge nach Ort, Stunde und Zahl, folglich ein Gebaren, vermöge dessen man die Ent-

scheidungen des höchsten Weltregiments in der Beschränktheit sinnlicher Bedingung und verstandesmäßiger Begriffsform zu erfassen meint.

Im zweiten Auftritte sagt Wallenstein in Beziehung auf seine früheren Gönner in Wien, die ihm nunmehr abfällig geworden sind:

Die Sonnen also scheinen uns nicht mehr;
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.

Damit überträgt er aber in unwillkürlicher Offenbarung seiner Weltanschauung die Macht und Bedeutung der Gestirne auf Menschen, oder vielmehr, er vermengt Beides und setzt Eins gleichbedeutend mit dem Andern, so daß die Bedeutung und Aussage der Sterne als Wille und Thatübung der Menschen erscheint und Sterneneinfluß gleich der menschlichen Willensbestimmung ist. Das eigene Feuer, das den Wallenstein fortan erleuchten soll, ist daher zwar nach der Meinung Wallensteins die Summe der Lebenskraft, welche sich aus den Strahlen der von ihm zu „seinen Sternen" erkorenen Himmelskörper in seinem Wesen concentrirt, in der That aber nichts Anderes als sein eigener Wille und Lebenstrieb selber, so daß der ungläubige, nur der Handgreiflichkeit fröhnende Illo ganz Recht hat, wenn er später sagt: „in deiner Brust sind deine Sterne. Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit ist deine Venus! Der Maleficus, der einz'ge, der dir schadet, ist der Zweifel." Welcher Stern aber ist Wallensteins auserkorener Stern? Der Stern, der seinem Leben strahlt, bei dessen Erscheinen es ihm stets wohl ist, dessen Anblick ihn oft wunderbar stärkte, das ist der Jupiter. In Betreff seiner Lebensverbindung mit diesem Stern, von dessen Bewegung und Constellation zu anderen Sternen sein eigener Lebenslauf bedingt wird, zählt sich Wallenstein zu den hellgeborenen, heiteren Joviskindern, deren entsiegeltes Auge schauet, was geheimnißvoll bedeutend webt und bildet in den Tiefen der Natur — schauet die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes bis in die Sternenwelt mit tausend Sprossen hinauf sich baut, an der die himmlischen Gewalten wirkend auf und nieder wandeln — schauet die Kreise in den Kreisen, die sich eng und enger ziehn um die central'sche Sonne.

Nun erfahren wir (W. T. IV. 2.) durch Gordon, daß Wallenstein nach jenem unschädlichen Sturz aus dem Fenster „sich für ein begünstigt und befreites Wesen hielt." Und so macht er denn auch Anspruch auf den hellen Blick der Joviskinder, die in das Verborgene des Daseins schauen, die Gottesgedanken im Weltall begreifen und deren Wirkungen sowohl auf's Ganze wie auf das Einzelleben sicher erkennen und berechnen können. Was Faust ersehnt, daß er erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, und schaue alle Wirkenskraft und Saamen: das meint Wallenstein als ein begünstigtes Wesen sicher zu besitzen. Wonach Faust vergebens schmachtet, die Brüste und Quellen alles Lebens, an denen Himmel und Erde hängt, zu fassen: Wallenstein glaubt dessen gewiß zu sein. Was Faust mittels der Magie sucht: durch Sternenkunde glaubt Wallenstein es zweifellos gefunden zu haben. So ist es für ihn eine ausgemachte Sache:

Die himmlischen Gestirne machen nicht
Bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann bloß bezeichnen sie die Zeiten
Der Aussaat und der Ernte. Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.

In diesen Worten aber spricht sich folgende Ansicht aus: Jede That des Menschen ist ein Factor, welcher mit andern, vorhergegangenen oder nachfolgenden Thaten als ferneren Factoren in irgend einem Puncte der Zukunft eine Lebenssumme von Gedeihen oder Verderben bildet. Diese Thaten sind Verhängnisse oder solche Elemente des Werdens, die entscheidend für die fragliche Gestaltung der Lebenssumme wirken. Sie sind aber verhängt, in das Leben des Menschen hineingehängt von einer unbekannten Größe. Indessen hat diese Größe dem „begünstigten und befreiten", d. h. von irdischer Blödsichtigkeit befreiten und den Bedingungen der Körperlichkeit weniger unterworfenen Menschen verliehen, in dem Laufe und der Stellung der Sterne die rechte Zeit und Stunde zu erspähen, in welcher die That ausgeführt werden muß, wenn sie Gedeihen bringen soll. Jene unbekannte Größe heißt das Schicksal. Und dieses Schicksal hat die Verhängnisse, welche des Menschen Leben gestalten, in die Hand gewisser Mächte gegeben, die, entweder geradezu als eine Seele den Stern belebend oder sonst den Stern zur Offenbarung ihres Wirkens lenkend, dem einen Menschen als Schutzgeister günstig, dem andern als Feind oder Maleficus widerwärtig sind. Da nun „der Himmelsbogen stets in Wandlung ist", so fragt sich's, wann der begünstigende Stern andern Sternen übermächtig am Himmel stehe. In solchem Momente muß dann die That geschehen, die gelingen soll. Solchen Moment nun zu erfahren und Alles überhaupt zu erkennen, was in der Natur und Bewegung der Sterne zur Herbeiführung des Momentes liegt: das lehrt die Sternenkunde oder, wie Wallenstein es nennt, die Sternenkunst, die Wissenschaft der Sterndeutung. — Sind nun die Sterne die Offenbarer der Bethätigung der Schicksalsmächte, so sind sie für den Menschen identisch mit diesen, so daß sich Eins für das Andre setzen und sagen läßt: die Sterne bestimmen die Verhängnisse des Menschenlebens. Sind aber die Schicksalsmächte die Anzeiger dessen, was das Schicksal bestimmt, so fällt auch das Schicksal selbst mit den Sternen zusammen, so daß die Sterne als lebendige, bestimmende Wesen erscheinen, von denen das Loos der Menschen abhängt, und es nun gleich viel bedeutet, ob gesagt wird: das Schicksal bestimmt oder die Sterne bestimmen. Es kann daher nicht auffallen, daß Wallenstein oder irgend ein Anderer einmal das Schicksal und dann wieder die Sterne, beide in derselben Bedeutung, zur Sprache bringt.

Die Erforschung der Sterne ist demnach nichts Anderes als die Erforschung des Schicksals selber. Aus den Sternen erfährt daher derjenige, welcher die Deutung des Standes und Laufes derselben versteht, seines Daseins

Bestimmung und Ziel. Es kann ihm also nicht fehlen, sobald er nur „ein begünstigt und befreites Wesen“ ist. Als solches ist denn auch der Mensch im Stande, den Character und den Lebensverlauf eines andern Menschen zu bestimmen und vorherzusagen, sobald er nur die Stellung der Gestirne in der Geburtsstunde dieses Menschen genau zu ermitteln im Stande ist. Danach nämlich stellt sich fest, welcher Planet den Schutzgeist des Menschen bedeutet; und die mancherlei Wechsel in der Constellation des Planeten bilden vor und begleiten den Lebensweg zu Glück oder Unglück. Nicht minder ist jenen Begünstigten verliehen, weihsagende Träume selber zu haben und die Träume Anderer zu deuten u. dgl. So hat Wallenstein das Horoskop des Octavio gestellt und glaubt dieses Mannes sicher zu sein, weil derselbe mit ihm unter gleichen Sternen geboren ist; überdies schöpft er unbedingtes Vertrauen zu Octavio vermöge des berühmten Traums (W. T. II, 3), in welchem er „dem Weltgeist näher ist als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal“. —

Ehe wir indessen diese in unserm Drama vorzugsweise durch Wallenstein veräußerte und im Betriebe der astrologischen Wissenschaft objectivirte Schicksalsidee zu erforschen fortfahren, wollen wir der Frage Raum geben: wie kommt der Dichter dazu, diese Idee seinem dramatischen Gedichte zu verweben und derselben ein so bedeutendes Interesse zu gestatten, wie er's wirklich thut, da er sie geradezu zum Hauptmotiv für das Verfahren und für den ganzen Ausgang Wallensteins macht? Die Antwort ruht auf historischem Grunde. Denn wenn der Dichter uns eine vollständige Vorstellung von Wallensteins Character und Handlungsweise verschaffen wollte, so mußte er auch die Zeitverhältnisse, unter denen der Held lebte und wirkte, und zwar diese auch in ihren geistigen Eigenthümlichkeiten zur Anschauung bringen; die Astrologie bildet aber ohne allen Zweifel ein wesentliches Element zu der Summe der Geistesbethätigung in dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Aber noch mehr! Das astrologische Studium und die sich daran anknüpfende Schicksalsidee bilden geradezu das Fundament der Weltanschauung in den gebildeten Lebenskreisen; sie sind die Grundlage des religiösen Lebens, ja, sie sind die Religion der Gebildeten jener Zeit. Durch Zwingli's und Luther's Reformation war nämlich das bis dahin alle Gemüther und das ganze Menschenleben umhegende Gebäude der allein seligmachenden katholischen Kirche bis auf seine Grundfesten erschüttert und wankend geworden. Wie aber die Luther'sche Stiftung bei ihrer vorherrschend politischen Wendung zur Fürstenabsolutie und bei ihrem Verlauf in dürres Theologengezänk und starres Dogmenwesen, so konnte auch die derselben zur Erhaltung des katholischen Wesens entgegentretende Thätigkeit der Jesuiten bei ihrer alles sittlichen Grundes entbehrenden Diplomatie den Gemüthern keinen Trost bringen und keinen Ersatz für die bisherige Glaubensseligkeit. So tritt Wallenstein, wie Gordon uns (W. T. IV, 2) erzählt, nach jenem verhängnißvollen Sturz aus dem Fenster, nachdem er „tiefsinniger“ geworden war, aus der Gemeinschaft mit der protestantischen Kirche und wird katholisch. Bald aber verschmäht er auch den katholischen

Glauben. Er rechtfertigt vor Wrangel die Böhmen, daß sie „mit Murren des Glaubens Tyrannei tragen," und daß der Sohn es nicht vergessen kann, wie „der Vater mit Hunden in die Messe ward gehetzt." Zu dem protestantischen Bürgermeister von Eger aber sagt er geradezu: „ich hasse die Jesuiten. Läg's an mir, sie wären längst aus Reiches Grenzen. Meßbuch oder Bibel! mir ist's all eins." — Dennoch sehnet sich der eines höheren, ewigen Anhalts bedürftige Mensch nach Verbindung mit der Gottheit. Nun war durch Kopernicus † 1543, Keppler † 1630, Tycho de Brahe † 1601 bei allen Gebildeten ein lebendiges Interesse an den Himmelserscheinungen geweckt; Erinnerung an die sterndeuterischen Strebungen des Orients im höheren Alterthum und der Mauren im Mittelalter vereinigte sich mit diesem Interesse; schon die alterthümlichen Benennungen der Sterne und Sternbilder wiesen auf das antike Schicksal zurück, von dem man überdies durch das erneuerte Studium des classischen Alterthums Kunde gewonnen hatte: und die Offenbarungen Gottes, welche in den kirchlichen Anstalten der Zeit aller Poesie und Gemüthlichkeit entbehrten, fanden ihre erhabene Orakelstätte in der goldenen Sternenschrift des großen ätherischen Himmelsbuchs. Da stimmten denn alle besseren Geister zusammen in Dem, was (Piccol. III, 4) Max sagt:

O, nimmer will ich seinen Glauben schelten
An der Gestirne, an der Geister Macht . . . . .
Denn eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mitgewandelt;
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne.

Und wenn auch nicht Alle die Kunst oder Wissenschaft der Sternendeutung verstanden, so stimmten sie doch Denen, welche sich dessen rühmten, eben so gern bei, wie Thekla, wenn sie der Rede des Max hinzufügt:

Wenn das die Sternenkunst ist, will ich froh
Zu diesem heitern Glauben mich bekennen.
Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Daß über uns, in unermeßnen Höhn,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst warden, schon geflochten war.

Während daher die rohe Menge des Volks in Aberglauben lebte und an düsterm Wahn von Hölle, Teufel, Zauber und Hexerei das Bedürfniß religiöser Aengstigung befriedigte: so fand, wie gesagt, der gebildete Theil in dem Sternen- und Schicksalswesen Gelegenheit, seine Religion zu üben, während er die kirchlichen Gebräuche gering schätzte. Als Max der Gräfin erzählen will, daß er „in der Kirche war", leitet er dies Geständniß durch die doppelte Bitte ein: „doch keinen Spott — kein Lächeln, Gräfin!" — Dabei hatte, wie jede Religion, so auch diese Sternen- und Schicksalsreligion ihre Zweifler, Verwerfer neben Solchen, welche sie als herrschende Mode und um nicht als

ungebildet zu erscheinen, bloß passiren ließen, ohne dabei kirchlich frommer zu sein. Daher weiß denn auch Jeder in unserm Drama, der in näherer Beziehung zu Wallenstein steht, von den Gestirnen Bescheid und redet über dieselben mit wie über eine weder auffallende noch exclusive Angelegenheit.

Selbst die kirchlichen Gewalten dulden in Betreff der höheren, gebildeten Lebenskreise diese Sternen-Religion und nehmen sie als Privatsache, so lange die äußere Kirchenform dadurch nicht verletzt wird. In Betreff der roheren Menschenmasse dagegen benutzen sie dieselbe zur Erreichung ihrer Zwecke, indem sie darin den Abfall vom rechten Glauben, Verbindung mit dem Teufel u. dgl. ankündigen, um den Wallenstein dadurch beim Volke zu verdächtigen. Denn während Questenberg, Octavio, Pater Quiroga u. A. auf politisch-diplomatische Weise gegen den Feldherrn operiren, hat im Lager bei der untergeordneten Kriegermasse jener muntere Kapuziner die Obliegenheit, das Band des Vertrauens, welches die Regimenter an den Feldherrn knüpft, zu lockern und die Kriegsvölker durch Furcht und Abscheu vor dem „muffigen Ketzer" zu willigerem Gehorsam vor Kaisers Befehl zu bewegen. Darin nämlich besteht die dramatische Bedeutung des Kapuziners und die innere Nothwendigkeit seiner Erscheinung. Wie aber dieser Kapuziner in grotesker Weise die kirchliche Art der Glaubensverkündigung characterisirt, so zeigen die Kriegsleute, daß eben diese Art ihnen nicht bloß gleichgültig sondern höchstens ergötzlich ist, so lange sie nicht den Feldherrn antastet. Bei erfolgender Antastung jagen sie den Kirchenmann geradezu fort (nur die in den Kroaten personificirte Dummheit mag ihn beschützen) und verehren, wie der gebildete Feldherr das Schicksal, so sie ihrerseits die Fortuna, die Göttin des Glücks.

Wie nun die Idee der Treue den ätherischen, ewigen Lichtgrund bildet, von welchem sich das irdische Thun und Treiben der Menschen unsers Drama's in solider Gestaltung abhebt: so bildet die Schicksalsidee den Lebenstrieb, welcher das Herz der Menschen richtet und die ganze Handlung bewegt. In ihr kündigt sich die ganze Summe der geistigen Elemente an, vermöge deren der Mensch, dieser Staubgeborne und Erdensohn, das unmittelbare Gefühl seines Verknüpftseins mit einer höheren Ordnung der Dinge vermittelt und wie für sich selber so zugleich für Andere gegenständlich macht oder objectivirt. Es spricht sich darin die religiöse Auffassung jener „Nothwendigkeit in der Natur der Dinge" aus, durch welche noch immer jeder Mensch sich eines Theils gebunden und abhängig gefühlt, andern Theils sich für seine Person vor den andern Menschen bevorzugt, von der Machtübung andrer Menschen befreit und somit als ein „begünstigt Wesen" zu besonderem Thun oder Genießen auserkoren angesehen hat, so daß er selber als ein „Befreiter" nun wie eine Art von Schicksalsmacht erscheint, welche auf das Loos seiner Nebenmenschen bestimmend einzuwirken berechtigt ist.

Diese That des Menschengeistes, daß derselbe nämlich seiner Verknüpfung mit der Gottheit und dem Gefühle von einer gewissen, auch das Menschenwesen bedingenden Nothwendigkeit eine Versinnbildung, eine symbolische Ob-

jectivirung verschafft, daß er mithin selber ein Weltleben oder eine Welt schaffet, in welcher er mit einem Urprincip des Weltlebens so verknüpft ist, wie seine eigne Geistigkeit sich's ausmittelt; diese That ist das Resultat Dessen, was in der Menschennatur uranfänglich als Poesie, (so zu sagen) als Dämon der Poesie, als ein poetisches Element des Menschenwesens begründet ist. Denn jedem Menschen ist von diesem Element Etwas zu Theil geworden. Bei den meisten Menschen kommt's nur nicht zu Lebendigkeit und Bethätigung, viel weniger zu werkkräftigem Bewußtsein. In denen es aber zu solchem Bewußtsein kommt, daß sie's in Wort oder Lebenseinrichtung und Cultus oder in Kunstwerken bezeichnen, die heißen Poeten, orientalisch: Propheten.

Schiller nun ist derjenige Poet, der zuerst unter Allen dies Urelement der Poesie im Menschenwesen mit Bewußtsein anerkannt und zwar so innig anerkannt hat, daß er dasselbe geradezu zu dem eigentlich poetischen Factor seiner künstlerischen Lebensgebilde macht. Er bezeichnet diesen Factor als das Ideal, als das ideale Geistige, wodurch seine Gedichte so recht eigentlich Poesie sind. (Wie im Wallenstein durch das Schicksal so ist dies Ideale in der Junfrau durch das Wunder, in der Maria Stuart durch das Sacrament des Kirchenglaubens, in der Braut von Messina durch die Traumdeutung symbolisirt.)

Was Schiller in solcher Fassung Idealität nennt, ist somit nichts Anderes als das Geistig-reale des Menschenwesens selber oder diejenige Realität, welche als das Innenwohnende von innen nach außen drängend die Leibhaftigkeit eines menschlichen Subjects in gewisse Bewegung setzt. Gerade dadurch aber ist Schiller dahin gelangt, uns in seinen dramatischen Gebilden sowohl den einzelnen Menschen als auch das Menschengeschlecht eines gewissen Zeitalters in der soliden Einheit der geistigen und leiblichen Eigenthümlichkeit darzustellen. Und da er nur darstellt, was selber rein objectiv in der Fülle seines Bestandes ihm vor der Seele steht, indem er nämlich das ursprüngliche Element der Poesie selber objectivirt: so können seine Schöpfungen als Nachbildungen des objectiven Daseins nicht anders als rein objectiv sein.

Das ist's denn auch, wodurch Schiller der antiken, insbesondere dramatischen Dichtkunst so innig verwandt ist, wodurch er gerade in Dem, was ihn auf den ersten Blick hin von den Alten zu unterscheiden scheint, zu ihnen nur in einer höheren Verwandtschaft steht. Denn wenn man mit Recht die Objectivität der antiken Dichtung rühmt: woher rührt denn diese Objectivität und ihre große Gewalt? Daher, daß die Alten jenes thatsächliche Erzeugniß des poetischen Urelements der Menschennatur, wodurch sie das mehr oder weniger dunkle und geheimnißvolle Bewußtsein von dem Zusammenhange des Menschen mit jenem höheren, das Dasein mit Nothwendigkeit bedingenden göttlichen Wesen anschaulich zu machen suchen, daß sie, sage ich, dieses immerdar zum Grundmotiv aller in ihren Tragödien zur Erscheinung kommenden Bewegung und Handlung gebrauchen. Der Grundton aller herrlichsten Dramen des Alterthums klinget hervor aus jener Idee, deren tiefer, weiter Ab-

grund mit Dem erfüllt ist, was wir nun Schicksal nennen. Diese Idee woget in jedem Pulsschlage des ganzen griechischen Lebens, in dieser Idee ist jeder Blutstropfen, jede Bewegung des griechischen Lebens gebunden. Gebunden darin ist folglich auch jeder einzelne griechische Mensch. Jeder hat seinen Antheil (Moira) an diesem Schicksal, keiner kann von diesem Etwas, davon Jeder seinen Antheil hat und das Alle umschlingt, für seine Person los. Daher lebt denn auch Jeder weniger für sich als vielmehr im Ganzen. Abgesondert vom Ganzen hört er auf, ein Grieche zu sein, in seiner eigenthümlichen, nothwendigen Wesenheit zu existiren. Denn er ist vielmehr ein Object des Alles-beherrschenden, als daß er ein selbstständiges Subject wäre. Daher Derjenige, welcher auf irgend eine Weise seiner Subjectivität Raum geben mögte, der Moira verfällt und tragisch untergeht. Diese Idee geht durch das gesammte griechische Leben. Aus ihr erklärt sich die Geschichte des griechischen Volks, erklärt sich die dramatische Dichtung, insbesondere die Tragödie desselben. In dieser Idee aber fasset der Grieche die Wirklichkeit des Daseins auf, in ihr glaubt er die Wirklichkeit zu haben, und weil er dieselbe zu haben glaubt, so hat er sie auch; in ihr ist ihm das Dasein, ist ihm die Gottheit objectiv.

Geschichtliche Thatsache ist demnach: die Griechen verehren auch nur den Einen, ewigen, allwaltenden und allbestimmenden Gott; allein sie machen sich denselben nach urpoetischer, idealer Weise vorstellbar unter dem Symbole der Moira oder des Schicksals. Weil sie aber dieses Schicksal lediglich als außer ihnen stehend betrachten, während sie doch, Jeder an seiner Stelle und zugleich alle insgesammt, sich von demselben nothwendig und unentweichbar abhängig finden: so bleibt es ihnen in Dunkelheit gehüllt und wohnt, ein absolutes Sein, in den Urtiefen des Daseins, wohin das Licht der menschlichen Vernunft nicht dringen kann, von woher der menschlichen Vernunft kein Lichtstrahl zuströmt. Daher das Schicksal unerforschlich, sein Wille dunkel. Denn von der Schicksalsidee ist die Vorstellung der Dunkelheit unzertrennlich.

Nichtsdestoweniger ist diese Dunkelheit peinlich; und das Schicksal könnte dem Menschen nicht Gott sein, wenn nicht in irgend einer Weise zwischen Beiden eine Vermittlung gefunden würde. Diese aber wird gefunden in der ahnungsvollen Annahme, daß das Schicksal oder Gott sich kund gebe in den Naturerscheinungen, in dem Leben und Wirken ausgezeichneter Menschen und durch die wunderbaren Thatsachen des Orakelwesens. Wiederum wird nun das Walten der Naturkräfte, es wird die ungewöhnliche Bethätigung des einzelnen Menschengeistes symbolisirt, personificirt: und der Rath der großen olympischen Götter mit der Heerschaar der unteren Götter tritt in's Leben, d. h. in poetisches, ideales Dasein, das indessen für wirkliche Wirklichkeit gilt. Diese Götter sind dann, obwohl nicht unsterblich wie das Schicksal selber, doch Schicksalsmächte, die des Schicksals Willen verkünden und vollziehen im Betreff des Menschen und seines Looses. Daher denn auch der Umstand, daß diese Götterschaft und besonders ihr Vorsitzer, als Vater der Götter und Menschen, bald mit dem Schicksal zusammenfällt und demselben identisch erscheint.

Die Götter sind somit auch (Zeus zu Dodona, Phöbus zu Delphi) die Vorsteher und Vermittler der Orakelstimmen, in welchen das Schicksal sich dem Menschen offenbart. Freilich meistentheils dunkel genug, so daß der Mensch wenig davon versteht. Legt er sich aber den Spruch des Orakels auf seine Weise aus und verfährt nach subjectiver Auffassung desselben, so ist er verloren und muß den Irrthum büßen, als wäre derselbe seine eigene schlimmste Schuld.

Diese Schicksalsidee, in welcher sich des Menschen Vorstellung von seiner Verbindung mit der Gottheit symbolisirt, ist allen Griechen durchaus allgemein. Sie ist die Grundlage der Volksreligion. Kein Grieche hat eine andere Religion; in ihr lebt er; in ihr hat er seine griechische Wesenheit. Daher braucht der griechische Dichter in seinen Dramen das ideale Motiv nicht ausdrücklich zu bezeichnen. Denn die im Drama agirenden Personen sind ebenfalls Griechen und reden nur aus griechischem Geist. Es ist zwischen ihnen einerseits und zwischen dem Dichter selbst sowohl, als auch den Zuhörern andererseits kein Unterschied der Denkweise, der etwa markirt werden müßte. Es kann daher im Grunde auch gar nicht davon die Rede sein, ob der antike Dichter in seinem Gedichte rein objectiv darstelle, oder ob er seine Subjectivität mit einwirken lasse. Denn was wir seine Subjectivität nennen müßten, das ist das Objective selber, das aus den Gestalten seines Gedichts hervor redet und handelt. Daher hat es der antike Dichter auch eigentlich nie mit Individuen zu thun. Denn der einzelne Grieche ist nie ein einzelner Mensch, sondern immer nur eben ein Grieche, der mit allen übrigen Griechen dem Einen, Alles-beherrschenden und umschließenden Schicksal unterworfen ist. In Folge dessen kommt auch der griechische Dichter nicht dazu, die dramatischen Personen über sich selbst reflectiren zu lassen; sie können nur von ihren Geschicken erzählen. Soll indessen einmal eine auf ihre Subjectivität sich stützende Persönlichkeit, soll ein Individuum als solches auf der Bühne erscheinen: so geschieht dies mittels der Comödie, wie z. B. Aristophanes in den „Wolken" den Socrates wegen seiner subjectiven Ansicht über das Verhältniß der Menschen zur Gottheit dem Gelächter des allgemeinen Griechenbewußtseins preisgiebt.

Unter ganz andre Bedingungen ist der Dichter der Neuzeit gestellt. Die Lehre Jesu Christi nämlich hat im Gegensatze gegen das gesammte Alterthum dem Individuum zu seinem Rechte geholfen. Gott ist nun nicht mehr der Herr-Herr der Hebräer, der Zeus oder die Moira der Griechen; er ist nach Jesu Christi Lehre der Vater jedes einzelnen Menschen und in Folge dessen der Vater aller Menschen oder der Menschheit, ein Vater, der Alle lieb hat und will, daß Allen geholfen werde. So ist der Mensch erlöset aus dem Zwange der allgemeinen Nothwendigkeit und darf seine Subjectivität geltend machen. Denn Gott wohnet ihm nicht mehr lediglich in den unannahbaren Tiefen des absoluten Seins, sondern er wohnet zugleich in des Menschen eigener Brust und läßt nicht durch geheimnißvolle Priester- und Götterstimmen, sondern in den klaren Verkündigungen der Vernunft und des Gewissens seine Anweisungen und Mahnungen ertönen, so daß, durch das Gewissen bezeuget,

der einzelne Mensch seiner Subjectivität Raum giebt gegen die allgemein geltende Meinung aller Uebrigen. So thaten Huß, Luther, Zwingli u. A. im Gegensatz gegen die allgemeine oder katholische Kirche, deren Priesterschaft nach Anweisung des Oberpriesters zu Rom sich zur allein bestimmenden Schicksalsmacht für die gesammte Christenheit zu machen gewußt hatte, entgegen dem Evangelium des Erlösers der Menschheit. Nachdem nun durch die Reformation die Individualität wiederum berechtigt worden; nachdem durch das Studium der Alten und durch die physicalischen und astronomischen Forschungen der Geist in neue Richtungen getrieben worden war: da suchte die Subjectivität das dunkele Gefühl eines ungeheuren Weltganzen, im Gegensatz gegen die bindenden Nothwendigkeitsfesseln starrer Kirchensatzung überhaupt, durch astrologisches Wesen zu befriedigen. An die Stelle der antiken Götter traten die Sterne, die den Namen derselben durch Jahrhunderte in die Neuzeit herübergetragen hatten; an die Stelle der Orakel traten mit der Wissenschaft vom Laufe der Planeten die Meister der Sternenkunst und warden für sich selbst und für Andere die weihsagenden Priester des aus den Sternen redenden Schicksals.

Solch ein Meister der Sternenkunst ist nun auch Wallenstein. Als solcher macht er seine Subjectivität geltend sowohl gegen die alte katholische als auch gegen die neue protestantische Kirche, welche beide Kirchen wiederum unter sich aus subjectiven Gründen in Gegensatz und Streit stehen. Wallenstein glaubt an die Sterne: „die Sterne lügen nicht," sagt er.

> Du wirst mir meinen Glauben nicht erschüttern,
> Der auf die tiefste Wissenschaft sich baut.
> Die Kunst ist redlich. —

Wir aber, die Leser oder Zuschauer und Hörer des Drama's, wir glauben nicht an diese Sternenkunst und an den Einfluß der Sternengewalt auf Menschengeschick. Ebensowenig glaubt daran der Dichter selbst. Wir leben mit dem Dichter im neunzehnten Jahrhundert; Wallenstein mit seinen subjectiven Weltanschauungen lebt, handelt, leidet in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Will also der Dichter uns diesen Wallenstein so zur Anschauung bringen, daß wir ihn und sein Schicksal sicher erkennen: so muß er des Helden Subjectivität uns vollständig erkennbar machen. Und gerade dadurch nur kann der Dichter seinen Helden objectiv schildern, ihn zu einer objectiven Figur des Drama's machen, daß er dessen Subjectivität in ihrem Verflochtensein mit allem andern Inhalte des Gedichts auf's Schärfste bezeichnet. Da nun diese Subjectivität zugleich im Gegensatz steht zu andern Subjectivitäten der mithandelnden Personen, so muß sich dieselbe durch Reflexion, ja, durch Disputation offenbaren. Denn mit dieser seiner Weltanschauung ist Wallenstein eben er selbst, ohne dieselbe wäre er nicht derjenige Wallenstein, der hier strebt und zu Falle kommt; seine Subjectivität ist seine Wesenheit. Wie nun soll er sich als berechtigt aufweisen, wenn er seine Wesenheit nicht ausspricht und selber durch sie seine Handlungsweise, den andern Mithandelnden und den Zuschauern gegenüber, vollständig motivirt? Daher sind die mancherlei Reflexionen

im Drama über Schicksal und Sternengewalt für den Dichter der Neuzeit das Unvermeidliche und durchaus ächt künstlerischer, rein objectiver Stoff.

Diesen, durch die Zeitverhältnisse, in denen Wallenstein lebt, nicht bloß dargebotenen sondern vielmehr aufgenöthigten Stoff benutzt nun Schiller als ein Symbol, d. h. als das idealische Lebenselement, in dessen Vereinbarung mit dem realen Thun und Treiben der Menschen die ganze Handlung ächt poetische Grundlage und Durchdringung gewinnt. Die ganze Handlung überhaupt und der Held derselben ganz insbesondere! Denn der in der Sternenkunst begründete Glaube an das Schicksal ist seine Religion; diese Religion durchdringt und beseelt ihn so ganz und gar, daß jeder Schritt, den er thut, davon abhängt. Und während wir den bloß politischen Feldherrn in seinem Streben nach einer Königskrone als einen Schwindler und Abenteurer gering achten, ihn als einen Abtrünnigen und Verräther verabscheuen würden: so gewinnt er nun unsere ganze menschliche Theilnahme, sobald wir erkennen, daß religiöse Motive (mögen dieselben nach unserer Erkenntniß auch irrig sein) seine Handlung bestimmen. In diesem Glauben steht er uns menschlich nahe in innigster Urverwandschaftlichkeit. Durch außerordentliche Thatsachen angeregt, hält er sich für ein vom Schicksal, das heißt doch nach seiner Meinung: von Gott begünstigtes und zu großen Dingen erkornes Wesen und beginnt im guten Glauben an seinen Lebensstern den Lauf „auf schwankem Seil des Lebens, wie Einer, der nicht straucheln kann." Und wenn er nun am Ende steht: werden wir dann eben um seines Glaubens willen nicht auch sagen, wie Gordon:

> O, Schad' um diesen Mann! Denn keiner mögte
> Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel?

Wenn wir aber schon um Des willen, daß Wallenstein sich von der Gottheit, die er unter dem Titel „Schicksal" doch nun einmal für die höchste Gewalt im Weltregiment anerkennt, auf hohen Platz gestellt glaubt, um in ihrem Namen und Auftrage Großes auszurichten, wenn wir schon um Des willen seinem Auftreten und seinem Fortschreiten mit Zuthulichkeit und Theilnahme folgen: so steigert sich dieselbe zur Bewunderung und zur Parteinahme für den strebenden Helden, sobald wir den Zweck seiner Sendung, die tiefere Absicht seines verhängnißvollen Handelns erfahren. Der Zweck seiner Sendung ist in seinen Patriotismus gekleidet. Deutschlands wahres Heil soll er und will er erstreben. Schicksalsdrang und Patriotismus fallen daher in Eins zusammen. Denn wenn ihn das Schicksal treibt, so treibt es ihn eben um des Heils Deutschlands willen, welches das Ziel des Schicksalswillens ist. Schon im vierten Auftritte des I. Acts der Piccolomini deutet Max auf etwas Ehrenwerthes hin, wenn er als Grund der Anschwärzungen Wallensteins von Seiten seiner Feinde und Neider angiebt:

> — weil an Europa's großem Besten
> Ihm mehr liegt als an ein Paar Hufen Landes,
> Die Oestreich mehr hat oder weniger. —

Näher schon rückt uns Wallensteins Plan durch seine eigenen Worte (Piccol. II, 5):

Meint er (der schwedische Kanzler), ich soll ihm
Ein schönes deutsches Land zum Raube geben,
Daß wir zuletzt auf eignem Grund und Boden
Selbst nicht mehr Herren sind? Sie (die Schweden) müssen fort! —
— Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland
Zerstücket habe.
Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren. —

Gegen Questenberg äußert Wallenstein bedeutungsvoll, daß er den Feldherrnstab jetzt nicht führe, um „als treuer Fürstenknecht, beladen mit dem Fluche der Völker", den Kaiser groß zu machen, sondern daß er ihn führe als „des Reiches Feldherr zur Wohlfahrt Aller, zu des Ganzen Heil, und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen".

Octavio, der, wie er selbst sagt, Alles, was Wallenstein denkt, von diesem erfährt, erzählt seinem Sohne Max:

Nichts will er, als dem Reich den Frieden schenken;
Und weil der Kaiser diesen Frieden haßt,
So will er ihn — er will ihn dazu zwingen!
Zufrieden stellen will er alle Theile.

Daß dies nicht ironisch gemeint ist, geht aus dem Zusatze hervor, der den Wallenstein beschuldigt, „zum Ersatz für seine Mühe Böhmen für sich behalten" zu wollen.

Wenn aber in seinem ersten Monologe (W. T. I, 4) Wallenstein klagt „denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens und — selbst der frommen Quelle reine That wird der Verdacht, schlimmdeutend, mir vergiften" —: so meint er mit der frommen Quelle nichts Anderes als den Plan, Deutschland einen Frieden zu geben, durch den es frei und groß werden soll. Daher brauchen wir's auch nicht für eine hohle und bloß diplomatische Redensart zu halten, wenn er zu den Deputirten der Wallonen sagt: „darum eben, weil ich den Frieden suche, muß ich fallen".

Mir ist's allein um's Ganze. Seht! Ich hab'
Ein Herz; der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich.
Alles ist Partei und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo soll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der, sich endlos selbst
Vermehrend, wächst? — Er muß zerhauen werden.
Ich fühl's, daß ich der Mann des Schicksals bin,
Und hoff's mit eurer Hülfe zu vollführen. —

Also aus religiösem Glauben und aus Vaterlandsliebe stammen die Motive zu Wallensteins Handlungsweise. Beide sind das urpoetische Element des Menschenwesens. In beiden sind wir dem Helden im Grunde unsers eignen Wesens verwandt. Beides wirkt also dahin, daß wir dem Helden Theilnahme schenken und seinem tragischen Ausgange tiefstes Mitleiden zollen, um so mehr, als seinen äußerlich siegreichen Gegnern Beides fehlt. Und wie nun der Dichter

diese Schicksalsidee, diesen religiös-patriotischen Kern der Persönlichkeit des Friedländers zum Symbol oder zum idealischen Bewegungsprincip der ganzen Handlung im Drama gemacht hat: so hat er damit nicht einen bloß äußerlichen Firniß bereitet, der die Rauhheiten des Kriegs- und Staatsgemäldes überdecken soll; vielmehr ist es Geist und Duft, der von innen kräftig und erquickend hervorquillt und mit tief gesättigtem Schmelze zugleich lieblichen und anziehenden Glanz besonders über die Person Wallensteins ausbreitet. Dieses das Ganze durchdringende poetische Element vereinbart sich, jeder ursprünglichen und wahren Poesie gemäß, so sehr mit unsrer eignen Natur, daß wir unsere Subjectivität ganz verloren geben und in die Schicksalsidee, gleichwie die übrigen Personen des Drama, vertieft, mit dem Helden uns selbst assimiliren. Das heißt: Wallenstein ist uns mit seiner Schicksalsidee und seinem Sternenglauben eine durchaus objective Erscheinung, wie es die Gebilde der alten Tragiker den Griechen waren, die sich in den poetischen Personen der Tragödien mit ihrer Vorstellung von der Moira und mit ihrem Götterglauben stets selbst wieder erblickten. —

Und in noch höherem Sinne befriedigt uns unser Dichter. Denn wenn er durch seine hohe Kunst den Helden „unserm Herzen menschlich näher gebracht hat" (wie's der Prolog verheißt), so hat er uns doch durch „schöne Täuschung" aus uns selbst herausversetzt und uns zu Mitlebenden der Zeit des dreißigjährigen Kriegs gemacht. Der Schluß des Drama's würde uns aber, sobald wir uns nur eben wieder als Angehörige des 19. Jahrhunderts finden, durch sein Schicksalsdüster bekränken. Wie schön verhütet das Schiller! Er läßt den ewigen Gott, wie ihn Jesus Christus verkündigt, und wie aus dem Evangelium Jesu Christi ein geläuterter Glaube ihn anerkennt und verehrt, neben jenem Schicksalsgotte Wallensteins sanft und stille dahergehen. Und das thut er nicht durch irgend welche Symbolisirung oder Personificirung Gottes, oder dadurch, daß er etwa irgend einer Person diese unsere und seine eignen Vorstellungen über Gottes Walten subjectiv in den Mund legte, sondern dadurch, daß er das erste und höchste Gesetz des Gotteswillens, ein Gesetz, das jede Zeit und jeder Mensch zu allen Zeiten als das höchste erkannt oder doch geahnet hat, in einem praktischen Lebensverhältnisse realiter objectivirt, daß er nämlich in dem Verhältnisse zwischen Max und Thekla das ewige, unter allen religiösen Vorstellungsweisen sich gleichbleibende Gottesgesetz der „Liebe und Treue" und in ihm das zwar gerechte, aber auch ausgleichende und versöhnende Walten des alleinigen, heiligen Gottes zur Anschauung bringt. — Es ist tief ergreifend, wenn noch kurz vor dem Schlusse des Ganzen die Gräfin zum Octavio sagt:

> Verschonen Sie die alten Diener,
> Daß den Getreuen ihre Lieb' und Treu
> Nicht auch zum Frevel angerechnet werde!

Ergreifend ist's, wenn sie, die ehrgeizige und kühne Frau, zuletzt zum Himmel blickt und sagt: „ich vertraue mich der Gnade eines größern Herrn!" Wie

aber sich selbst, so vertraut sie (und wir thun's mit ihr) auch Den, den sie still geliebt, für den sie nur zu wirken gesucht hat, sie vertraut auch den Wallenstein der Gnade dieses größern Herrn. Denn die Gnade dieses Herrn ist über Denen, die wohl irren, die aber ihren Irrthum gebüßt und büßend ihr „Schicksal erfüllt" haben. Denn auch im Schicksal waltet Gott.

Welches nämlich auch immer die Symbole und Ideeen sein mögen, in denen der Mensch sich die Gottheit vorstellbar zu machen, in denen er sich mit derselben in bestimmte Verbindung zu setzen sucht: der Mensch hegt immerhin die feste Ueberzeugung, daß eben in diesem Symbol, in dieser Idee der wirkliche Gott da sei, ja, daß er nur so in seiner Wahrheit, als der allein wahre Gott da sei. Wäre der wirkliche Gott nicht da, bewiese er sich nicht am Menschen und im Menschen wirksam: so könnte der Mensch überhaupt nicht zu irgend einer Vorstellung von der Gottheit gelangen; nicht einmal könnte er sonst dahin gelangen, in seinem eignen lieben Ich das Göttliche zur Geltung bringen zu wollen. Folglich existirt Gott dem Menschen gewissermaßen in zweierlei Weise, nämlich 1) als der Gott, der in dem Symbole dem Menschen gegenwärtig, mit ihm in Beziehung ist, Gott, insofern er vom Menschen subjectiv aufgefaßt wird — sodann aber 2) als der (daß ich mich des Ausdrucks bediene) absolute Gott, das heißt der Wahrheit gemäß: Gott, insoweit der menschliche Geist nicht im Stande ist, sich von dessen Wesenheit eine klare Vorstellung zu machen, insoweit der Mensch also auch dessen Willen und Zwecke nicht verstehen und begreifen kann, sich folglich demselben gegenüber in entschiedenster Passivität verhalten und die Unvermeidlichkeit der auch unerkannten und unbegriffenen göttlichen Verhängnisse anerkennen muß. Wie nun aber dieser Gott im Leben des Einzelmenschen und der Menschheit wirklich waltend sich unverkennbar ankündigt, so heget der Mensch neben der subjectiven Gottesidee, in der er sich sicher fühlt, doch ahnungsvoll zugleich den wirklichen Gott als ein Absolutes, dessen Wille ihm dunkel bleibt. Gott erscheint daher einunddemselben Menschen als Licht und Dunkel, als Freund und Gebieter, als Schützer und Schadenstifter, als Befreier und Zwänger zugleich. Dadurch entsteht ein Zwiespalt im Menschenwesen, der seinen Ausdruck in Dem findet, was wir durch Freiheit und Unvermeidlichkeit bezeichnen. Die Unvermeidlichkeit knüpft sich mit der Figürlichkeit des Schicksals zusammen. Und so ist des Menschen Dasein ein fortwährender Kampf zwischen Freiheit und Schicksal. — Diesen Kampf nun begreift der Mensch des Alterthums, es stellt ihn der antike Dichter dar lediglich in der Wendung und Entscheidung äußerlicher Lebenserscheinungen, wie er denselben auch seiner Veranlassung und Begründung nach lediglich von außen her, das heißt, von dem positiven Wollen der Moira oder des Schicksals ableitet, dem die sogenannten Götter selber ebensogut wie der Mensch unterworfen sind. Daher wird der Frevel des Ahnherrn gestraft an den Nachkommen bis in's dritte und vierte Glied. Daher wird der Mensch, wenn er auch die durch das Orakel ihm gewordene Bestimmung seines Lebens vollziehen will, dennoch bestraft, sobald er irgendwie

eine subjective Thätigkeit, also eine Thätigkeit seiner (scheinbar) freien Entscheidung ausübt; er wird bestraft, sobald er nur einen ihm in Aussicht gestellten Frevel vermeiden will, dadurch, daß er nun gewiß den Frevel vollziehen muß. Und das Alles als pure Thatsache, ohne Reflexion und vernünftige Begründung. Denn das Schicksal behält immer Recht; und selbst die dem Griechen so sehr am Herzen liegende Besonnenheit kann dem Menschen nichts helfen, weil sie ihm erst nach seinen thatsächlichen Erfahrnissen kommen kann.

Dem Menschen der Neuzeit ist die Religion selbst mehr und mehr und besonders seit der Reformationszeit eine Sache der Reflexion geworden. Daher ist jener Kampf zwischen Freiheit und Schicksal in seine eigene Brust verlegt. Der Kampf ist um so schwieriger, als nun dem Menschen eine Menge verschiedener Religionsansichten bekannt werden, als er den Zwiespalt, in dem er sich mit sich selber schon befindet, nur lösen kann dadurch, daß er aus dem außer ihm waltenden Zwiespalte der Andern sich herauszuretten versucht. Und so geschieht's denn ganz natürlich, daß er in seinen eignen subjectiven Vorstellungen Verwirrung hegt und in dieselben Manches hineinmischt, was eigentlich fremden Vorstellungen entspricht. Daher hat Schiller thatsächlich ganz recht und ist auch in ästhetisch-künstlerischer Hinsicht gerechtfertigt, wenn er den Wallenstein, jenachdem diesen die Wirklichkeit mit ihrer plumpen Handgreiflichkeit anpackt, von seinen Ueberzeugungen scheinbar abweichen, wenn er ihn z. B. sagen läßt: „es ist ein böser Zufall", während er in einer andern Situation, wo er seine Lebensansicht zu vertheidigen hat, barsch genug behauptet: „es giebt keinen Zufall". — So wird uns der Widerspruch begreiflich, in welchem sich Wallenstein mit sich selbst befindet, wenn er nach der Ueberzeugung von der Thatsache der Untreue des Octavio sagt:

Die Sterne lügen nicht, das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.
Die Kunst ist redlich, doch dies falsche Herz
Bringt Lug und Trug in den wahrhaft'gen Himmel.

Ebenso kann der Ausdruck „verflucht, wer mit dem Teufel spielt!" nicht auffallen, da der Ausdruck „Teufel" dem Wallenstein aus seinem früheren Kirchenglauben geläufig ist, und derselbe auch nur eine solche böse Macht bezeichnet, wie Maleficus, falsche Mächte, Lügengeister u. dgl. m. Solche Ausdrücke gehören überhaupt in die Kategorie der bekannten alltäglichen Ausrufe und Redensarten, welche zwar die Gewohnheiten eines Zeitalters oder die Sitten eines Volkes bezeichnen, aber für das Gepräge des einzelnen Characters nicht in die Wagschaale fallen, in denen also kein Grund vorhanden ist, den Dichter etwa der Inconsequenz in Characterisirung seiner Personen zu zeihen. So ruft Illo am Schlusse des I. Acts in W. T., als Wallenstein Befehl giebt, den Wrangel wieder zu rufen: „Nun, gelobt sei Gott!", während wir überzeugt sind, daß ein Mensch wie Illo, dem man von Pflicht und Gewissen nicht sprechen darf, diese Worte nur als eine gangbare Redensart für den Ausdruck

seiner Zufriedenheit und Freude gebraucht. — Schiller will ja überhaupt auch keine Theorie der Sternenkunst und des Schicksalsglaubens etwa aus Dichterlaune und als ein Kunststück in das Drama hineinbringen, sondern er läßt das Schicksalswesen zur Sprache kommen, weil er solches als Künstler muß. So muß er auch dem Wallenstein in allem Wirrwarr und mit allen Inconsequenzen seines astrologischen Wesens, welches überdies ein Wahn ist — er muß ihn eben in seinem Wahn darstellen, wenn er wirklich objectiv sein will. Sonst würde er uns einen erdichteten, einen idealistisch zurecht gestutzten, aber nicht den Wallenstein zeigen, der durch seinen Schicksalswahn zu Falle kommt. Denn nicht das Schicksal selbst sondern sein Wahn vom Schicksal stürzt den Wallenstein. Er thut ja nicht einmal, was das vermeintliche Schicksal ihm durch die Sterne zu thun gebietet; er zögert und zögert vielmehr und läßt die Sternenstunde ungenutzt vorübergehen. Wallenstein ist nämlich fortdauernd in Collision mit seinem guten gesunden Menschenverstande und den Andeutungen seiner Wissenschaft oder Kunst, die er für redlich hält; mit seinem von Hause aus redlichen und ehrlichen Willen und den Ankündigungen des Schicksals, d. h. rund und nett: er ist in steter Collision zwischen seinem bessern Selbst, seinem Pflichtgefühl und zwischen der Leidenschaft des Ehrgeizes und der Rache. Was Ehrgeiz und Rache ihm eingeben, das schreibt er dem Schicksal und den Sternen zu; sein Wunsch und Wille giebt den Sternen die verführerische, verhängnißvolle Sprache. Daher ist denn auch „des Schicksals Stimme" nichts Anderes als die Opposition und Empörung des Wallenstein'schen Gemüths gegen die ihm widerwärtig gegenüberstehende, gewohnheitsmäßige und „vor Alter graue" Ordnung der vorhandenen Lebensverhältnisse.

Daraus folgt, daß das in unserm Drama mitspielende Schicksal keineswegs das antike Schicksal ist. Das antike Schicksal ist etwas Naturwüchsiges, Unmittelbares. Das Wallenstein'sche Schicksal ist etwas Angenommenes, durch Astrologie u. dgl. Vermitteltes, durch Vermischung der Vorstellungen verschiedener Zeiten Verworrenes und nur durch künstliche Systematisirung zu scheinbarer Einheit Gebrachtes. Es ist eben jenes Schicksal, welches nach der Reformation die Gemüther der gebildeteren Menschen so wunderlich verwirrte und seltsamstem Aberglauben Gewalt verlieh. Indessen dieser Aberglaube waltete einmal factisch; und Schiller weiset ihn auch in seinem Kampfe gegen den anderweiten kirchlichen Aberglauben als unberechtigt auf, sobald er nur dazu dient, den Egoismus zu umhüllen und die Forderungen der Herrschlust zur Anerkennung zu bringen. Der Dichter hat indessen dem Walten des Schicksals, das einmal für wesenhaft gehalten wurde, möglichst einen solchen poetischen Anstrich gegeben, daß es in den Resultaten seiner Einwirkung auf den Helden dem antiken Schicksal wenigstens ähnlich erscheint. Das ist ein Umstand, den wir durch genauere Bekanntschaft mit dem Helden des Gedichts sicherer kennen lernen werden. Wir erweitern dadurch zugleich die Erkenntniß seines Herzens und entdecken alle die Triebfedern, die seine Handlung ebenso anklagen wie entschuldigen. — Behufs leichterer Uebersicht aber wollen wir

hier das Walten dieses Wallenstein'schen Schicksals in unserm Drama nach seinen Hauptzügen bezeichnen.

Die dunkle, nur vor sich selber verantwortliche Macht des Schicksals hat beschlossen, durch ein bestimmtes Resultat der Reformationsbewegung dem deutschen Volke und durch dasselbe der Menschheit Heil zu bereiten. („Die Erfüllung der Zeiten ist gekommen. Eine neue Ordnung der Dinge führt sich ein. Die spanische Doppelherrschaft neiget sich zu ihrem Ende".) Der dreißigjährige Krieg soll in seinem Frieden dies Heil erwirken.

Was thut das Schicksal zu diesem Zweck?

— Es erwählet aus all' den bedeutendsten Männern der Zeit den Friedländer aus, daß er als Hersteller und Begründer der neuen Ordnung der Dinge hervorrage vor Allen.

— Diesen Friedländer begabet es mit hoher Geisteskraft — es bezeuget sich ihm durch wunderbare Erhaltung seines Lebens — es läßt ihn in den Sternen seine Berufung lesen — es giebt ihm die Kunst und Wissenschaft, vermöge deren er erfahren kann, wann es die rechte Zeit ist, einzugreifen u. dgl.

— Es setzt den Helden in die Verhältnisse, aus denen hervor er seinen Zweck am besten erreichen kann — es giebt ihm Reichthum, Stellung, Macht, Uebermacht — ja, es giebt ihm außer der innerlichen Berechtigung des Erkornen auch ein äußeres Recht des Vertrages und Bedings gegenüber der kaiserlichen Machtvollkommenheit.

— Aus tiefem Fall der ersten Absetzung richtet's ihn zu desto höherem Glanze empor — es läßt ihn schweren Undank erfahren von Seiten des Gewaltigen, dem er diente — läßt ihn durch die Verletzung der heiligsten Rechtsformen, die man gegen ihn sich erlaubt, gereizt werden und ruft ihn nun durch einen „glückseligen Aspect" des Sternenhimmels zur That des Heils. — —

— Aber der Held wird übermüthig auf diesen Besitz und Beruf, schreibt sich ihn selbst zu und hat selbstbegnügliche „Freude, seine Macht zu kennen". Da zürnt das Schicksal und giebt ihm den falschen Octavio (und Buttler) als Freund zur Seite.

— Als dann der Augenblick zur That gekommen ist, da zögert und schwankt der Begünstigte, der also Berufne, er, dem ein Königsdiadem als Lohn verheißen ist.

— Da muß das Schicksal ihn strafen. Aber es straft ihn nicht willkürlich, nicht grausam. Es läßt ihn durch die Consequenz seines eignen Thuns bestraft werden und nimmt versöhnt ihn dann still von der Erde weg, den durch Wallenstein nicht erreichten Zweck der Zukunft überweisend.

3.
Der Held des Drama's vor der dramatischen Action.

Albrecht von Wallenstein, am 15. September 1583 zu Prag geboren, gehörte einem böhmischen Freiherrngeschlecht an. Seine Eltern waren evan-

gelischer Confession, starben aber früh und überließen den „hochbegabten“ Knaben einem Oheim, welcher denselben 1599 einem Jesuiterinstitute in Olmütz zur Erziehung übergab. Außerordentliche Anlagen gelangten hier zur Entwicklung.

Ernst über seine Jahre war sein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet.

So finden wir den Jüngling etwa in seinem zwanzigsten Lebensjahre am Hofe zu Burgau, wo er gleichzeitig mit dem älteren Gordon Page ist. Dieser erzählt von ihm:

Durch unsre Mitte ging er stillen Geists,
Sich selber die Gesellschaft; nicht die Lust,
Die kindische der Knaben zog ihn an.
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wundersam,
Und der geheimnißvollen Brust entfuhr,
Sinnvoll und leuchtend, ein Gedankenstrahl,
Daß wir uns staunend ansahn, nicht recht wissend,
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen.

Mit dieser, unstreitig durch die Jesuiten angeregten Grübelei verband der Jüngling einen kühnen Muth, der ihn in noch unklaren Vorstellungen dem Höchsten zustreben ließ und ihm eine hohe Meinung von seiner eignen persönlichen Bedeutung einflößte. Da geschah es, daß er eines Tages

zwei Stock hoch niederstürzte,
Als er im Fensterbogen eingeschlummert;
Und unbeschädigt stand er wieder auf.

Von diesem Tage an ward er noch tiefsinniger, so daß seine Umgebung Anwandlungen des Wahnsinns bei ihm wahrnehmen wollte. Er hielt seine Rettung für ein Wunder und trat zur katholischen Kirche über. Und wie diese seinen Schwärmereien Nahrung bot, so hielt er sich nun

Für ein begünstigt und befreites Wesen;
Und keck wie Einer, der nicht straucheln kann,
Lief er auf schwankem Seil des Lebens hin.

Er sagt (W. T. V, 4) zu Gordon selbst: Mir war das Glück treu,

Hob aus der Menschenreihe mich heraus
Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich
Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.
Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer mögte
Mein Leben mir nach Menschenweise deuten? —

In solcher Zuversicht zu sich selbst und seiner Bestimmung machte Wallenstein Reisen nach England, Frankreich, Spanien und achtete trotz seiner Jugend besonders auf die Angelegenheiten des Staatshaushaltes und des Kriegswesens. Zu Bologna und Padua aber studirte er, wenn auch nicht mit besonderer Zuneigung, allerlei Wissenschaften; vorzugsweise indessen und bald mit ausschließlichem Eifer die Astrologie. Argoli hieß sein Lehrer. Möglich, daß dieser dem

Drange des hochstrebenden, Viel verheißenden jungen Mannes eine bestimmte Richtung gab. Dies geschah zu Padua; hier

Wandt' er sein Herz den dunklen Künsten zu,
Die Keinen, der sie pflegte, noch beglückt.

Indessen vertrat dieses astrologische Wesen von nun an bei Wallenstein die Stelle der Religion und bedingte sein Leben dergestalt, daß ohne die Verknüpfung desselben mit dem ganzen Thun und Lassen des Helden dessen Character gar nicht beurtheilt werden kann.

Der Glaube an seine Sterne regt ihn denn auch an, als er 1606 in östreichischen Kriegsdiensten unter General Basta in Ungarn kämpfte, daß er durch Verwegenheit und zugleich durch Führertalent sich auszeichnet und in Folge dessen zum Hauptmann ernannt wird. So kehrt er nach Böhmen zurück. Hier verheirathet er sich mit Lucretia Nikessin von Landeck, einer bejahrten, aber sehr reichen Wittwe. Diese starb 1614. Sie ist es, von der die Gräfin redet (W. T. V, 12):

In der Karthause, die er selbst gestiftet,
Zu Gitschin ruht die Gräfin Wallenstein;
An ihrer Seite, die sein erstes Glück
Gegründet, wünscht' er, dankbar, einst zu schlummern.

Durch die Hinterlassenschaft seines zu gleicher Zeit verstorbenen Oheims, die sich mit der Erbschaft der Landeckerin verband, ward Wallenstein der reichste Edelmann in Böhmen. Es ward ihm daher nicht schwer, ein Regiment auszurüsten, als er 1616 den Erzherzog Ferdinand von Steiermark (später Kaiser Ferdinand II.) auf einem Feldzuge gegen die Republik Venedig begleitete. Hier ist es, wo er die goldene Kette empfing, welche im 4. Auftritte des 5. Actes von W. T. entzwei springt.

Das war des Kaisers erste Gunst. Er hing sie
Als Erzherzog mir um, im Krieg von Friaul,
Und aus Gewohnheit trug ich sie bis heut.
Aus Aberglauben, wenn ihr wollt. Sie sollte
Ein Talisman mir sein.

Schon in diesem Kriege gewann er die Gunst der Officiere und die Zuneigung der Soldaten in hohem Grade und zeigte die tiefe Menschenkenntniß, vermöge deren er seine Leute auszuwählen, zu gebrauchen und so zu behandeln verstand, daß sie ihm gern dienstbar warden.

Eine Lust ist's (sagt Max), wie er Alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum.
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie groß,
Läßt Jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Ort. So weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen.

Wenn aber Buttler in Rücksicht auf seine durch Wallensteins Einfluß verunglückte Speculation auf den Grafentitel bös meinend sagt,

Ein großer Rechenkünstler war der Fürst
Von je her; Alles wußt' er zu berechnen.
Die Menschen wußt' er, gleich des Brettspiels Steinen,
Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben.
Nicht Anstand nahm er, Andrer Ehr' und Würde
Und guten Ruf zu würfeln und zu spielen —:

so fällt dagegen in's Gewicht, was Gordon, der sich eben keiner großen Begünstigungen von Wallenstein zu erfreuen gehabt hat, ausspricht:

An seine Größe denkt, an seine Milde,
An seines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Edelthaten seines Lebens.

Darum steht er denn auch so hoch bei Ferdinand. Er selbst spricht's aus:

Einst war mir dieser Ferdinand so huldreich;
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich stand
Der nächste seinem Herzen.

Durch Ferdinand's Einfluß wird daher Wallenstein Oberst der Milizen in Böhmen und Mähren, wird zugleich Graf und Kämmerer. — Als solcher verheirathet er sich zum zweiten Mal, und zwar mit der Gräfin Isabella Katharina von Harrach, im Jahre 1617. Es ist dies die Herzogin unsers Drama's. Wie rührend klingt es an unser Herz, wenn wir sie ihrer Tochter erzählen hören: Auch wir,

Ich und dein Vater, sahen schöne Tage.
Der ersten Jahre denk' ich noch mit Lust.
Da war er noch der fröhlich Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer.
Der Kaiser liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfing, das mußt' ihm gerathen.

So bleibt er auf Seiten des Kaisers, als 1618 der Aufruhr in Böhmen und Mähren begann. Er weiset verführerische Anerbietungen der Empörer zurück und kämpft glücklich gegen Bethlen Gabor und Thurn. Und als nun Ferdinand II. 1619 den kaiserlichen Thron bestiegen hat, leistet Wallenstein Ausgezeichnetes in jener Schlacht am weißen Berge bei Prag 8. Nov. 1620, deren Gewinn den Kaiser wieder zum Herrn von Böhmen macht. Hier bei Prag geschah's denn auch, daß Wallenstein seinen Max fand, der damals für etwa zwölf Jahr alt angenommen werden mag. Wie liebenswürdig erscheint uns der Mann, der nach Ablauf von vierzehn Jahren sich aus der Erinnerung noch folgendermaßen ausspricht:

Sieh, als man dich im Prag'schen Winterlager
In's Zelt mir brachte, einen zarten Knaben,
Des deutschen Winters ungewohnt, die Hand
War dir erstarrt an der gewicht'gen Fahne,
Du wolltest männlich sie nicht lassen: damals nahm ich
Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel,
Ich selbst war deine Wärterin, nicht schämt' ich
Der kleinen Dienste mich, ich pflegte deiner
Mit weiblich sorgender Geschäftigkeit,

Bis du von mir erwärmt an meinem Herzen
Das junge Leben wieder freudig fühltest.

Von der Zeit an hat Wallenstein den Max geliebt; sein Herz, sich selber hat er ihm ergeben; Max war das Kind des Hauses. An diesem Max mogte er sich trösten, wann er „mit dem Schicksal zürnte, daß es ihm den Sohn versagt, der seines Namens und seines Glückes Erbe könnte sein". Wir haben uns zu denken, daß Max meistentheils im Gefolge Wallensteins bleibt. Daher die auffallende Fremdheit und Kälte, mit welcher er seinem Vater Octavio gegenüber steht und ihm gewissermaßen nur den Pflichttheil des Sohnsverhältnisses leistet. Den Wallenstein dagegen liebt er, und in dieser seltenen Liebe blühet dem Kriegsfürsten die schöne Blume seines Lebens.

Denn Max stand neben ihm, wie seine Jugend,
Er machte ihm das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend. —

Wie erfreulich dienet so die Person des Max dem Dichter dazu, uns die reine und schöne Menschlichkeit des Friedländers zur Anschauung zu bringen. Und wenn wir übereinstimmen, daß die Poesie von Max und Thekla zu dem Schönsten gehört, was Schillers edle Seele erzeugt hat, so müssen wir zugleich anerkennen, daß Max für die vollständige Aufweisung des wallensteinschen Wesens ein unentbehrliches Element des Drama's bildet. So wenig wir Wallensteins Character und sein Geschick uns ohne stete Vorhaltung seiner Schicksalsidee und Sternenkunst würden erklären können, ebensowenig würden wir gerade Das erkennen und begreifen, was ihn gegen die Mahnungen des Schicksals handeln, das heißt, zögern läßt und seinen materiellen Untergang herbeiführt, während es sein besseres Theil und unser Mitgefühl rettet, wenn nicht Max vorhanden wäre. Gerade dieses seltene und doch des Erfahrungsbeweises nicht entbehrende Verhältniß des reifen Mannes zu dem Knaben und Jüngling zeigt uns den Wallenstein auf einer hohen Stufe ursprünglicher Menschlichkeit und läßt um so mehr all' sein realistisches Wesen sich in Illo zurückschieben und zusammenfallen. Daraus geht hervor, daß Max mit der Thekla keineswegs um der Befriedigung des subjectiven Bedürfnisses des Dichters willen in das Drama gerückt ist. Künstlerisch oder in ästhetischem Betracht hat uns der Dichter schon im Anfange der Piccolomini auf dies Verhältniß hingewiesen, so daß uns das Gefühl für diese rein menschliche Liebenswürdigkeit des Helden durch das Drama hindurch treu bleibt und wir für ihn besorgt werden und Mitgefühl hegen wie für einen uns lieb gewordenen Freund.

Nach der Schlacht bei Prag wirkte Wallenstein weiter zur Unterdrückung der Aufständischen besonders in Mähren und benutzte alsdann seinen Reichthum zum Ankauf der durch Hinrichtung und Aechtung ihrer früheren Besitzer herrenlos gewordenen und confiscirten Güter. Sechzig Herrschaften wurden so das Eigenthum Wallensteins und sein Einfluß um desto bedeutender.

Ueberdies erhob ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand und schenkte ihm das Herzogthum Friedland, welches neun Städte und siebenundfunfzig Schlösser und Dörfer umschloß, 1623. Bei solcher Stellung, solchem Reichthum und dem Bewußtsein von seiner Kraft fühlte Wallenstein immer lebendiger das Mißbehagen, welches ihm schon seit der Schlacht am weißen Berge die Oberfeldhauptmannschaft des Grafen Tilly und die Bedeutung des Baiernherzogs eingeflößt hatte. Und hatte er dem Kaiser den Widerwillen gegen die Abhängigkeit von diesem Baiernfürsten nicht selbst eingeflößt, so theilte er denselben doch in so hohem Grade, daß er, bei dem Auftreten Christians IV. von Dänemark für die protestantische Sache, sich zur Errichtung eines Heeres von 50,000 Mann und zur Führung desselben als kaiserlicher Feldhauptmann mit Freuden bereit zeigte. Der erste Jäger im Lager erzählt:

Er hat dem Kaiser vor acht — neun Jahren
Die große Armee zusammen gebracht.
Sie wollten erst nur von zwölftausend hören:
Die, sagt er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will sechzigtausend werben.

Derselben Thatsache erwähnt Wallenstein, dem Questenberg gegenüber:

Da! Vor neun Jahren,
Bei'm Dänenkriege, stellt' ich eine Macht ihm auf
Von vierzigtausend Köpfen oder fünfzig,
Die aus dem eignen Seckel keinen Deut
Ihm kostete . . . . .
Und Albrecht Wallenstein, so hieß
Der dritte Edelstein in seiner Krone.

Was nun auch in diesem Dänenkriege Wallenstein ausführte: Max begleitete ihn überall. Im 5. Auftr. des III. Aufzugs der Piccolomini sagt Max selbst zur Thekla, also im Jahre 1634: „ich aber lebe schon zehn Jahre unter seinen Augen“, also fortwährend in des Feldherrn nächster Nähe; ein Umstand, der es erklärlich macht, daß die Rohheiten des Kriegslebens auf die Seele des Max nicht den verhärtenden und entmenschenden Einfluß üben, wie auf Andre. Die Einzelnheiten des Kriegs aber werden uns in Erinnerung gebracht durch Isolani, der eine schöne That des Max erzählt aus der Zeit, „als wir bei Dessau mit dem Mansfeld schlugen“. Ferner durch die Marketenderin, die der „rauhe Kriegesbesen von Ort zu Ort gefegt und geschüttelt hat“. Sie ist bis Temeswar hinauf gekommen, „als wir den Mansfelder thäten jagen“. Auch vor Stralsund hat sie mit dem Friedländer gelegen, vor Stralsund, wo ein Wrangel dem kaiserlichen Feldherrn viel Böses zugefügt hat und durch tapfre Gegenwehr Schuld war, daß ihm die Seestadt widerstanden.

Den Admiralshut riß't ihr mir vom Haupt.

Auch der Kapuziner erwähnt dieser Angelegenheit. Aber wie thut er's?

So ein Bramarbas und Eisenfresser,
Will einnehmen alle festen Schlösser,
Rühmt sich mit seinem gottlosen Mund:

Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Die Absicht des Pfäffleins ist unverkennbar. Er will durch Erwähnung dieses verunglückten Unternehmens dem Feldherrn das Vertrauen der Krieger verkümmern, erinnert uns aber durch seine Art zu reden an jene Versuche der deutschen Fürsten, insbesondere des Baiernherzogs, den Wallenstein zu stürzen: Versuche, die auf dem Regensburger Fürstentage 1630 im September ihren Zweck vollständig erreichten. Wessen die Fürsten den Wallenstein anklagten, ist in den Worten der Gräfin (W. T. I, 7) stark genug ausgesprochen. Sie sagt:

. . . . . als du vor neun Jahren
Mit Feu'r und Schwerdt durch Deutschlands Kreise zogst,
Die Geißel schwangest über alle Länder,
Hohn sprachest allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übtest
Und jede Landeshoheit niedertratst,
Um deines Sultans Herrschaft auszubreiten . . . . .
Du hattest jeden Stand im Reich beleidigt;
Ihn groß zu machen, hattest du den Haß,
Den Fluch der ganzen Welt auf dich geladen;
Im ganzen Deutschland lebte dir kein Freund.

Selbst Wallenstein gesteht zu, daß er seinen Fürstenmantel solchen Diensten danke, die Verbrechen sind.

Nichtsdestoweniger dürfen wir dem Friedländer auf manch wilde That die wilde Zeit zu Gute rechnen. C'est la guerre! — Ueberdies bedenken wir,

Daß wohl gefiel dem Kaiser, was ihm nützte,
Und schweigend drückt' er jenen Frevelthaten
Sein kaiserliches Siegel auf.

So mögen wir denn auch gern die Ansicht des Max zu der unsrigen machen, die er gegen seinen Vater Octavio ausspricht:

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein andrer:
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn . . . . .
Es sieht ihm gleich (so sagt Max zu Thekla),
Zu überraschen wie ein Gott; er muß
Entzücken stets und in Erstaunen setzen.

Und Freude macht es uns, gegen manchen Vorwurf den Fürsten mit Gordon's Worten in Schutz zu nehmen:

Er hat das Glück von Tausenden gegründet;
Denn königlich war sein Gemüth, und stets
Zum Geben war die volle Hand geöffnet.

Bewundrungswürdig ist der dramatische Takt, mit welchem der Dichter dafür gesorgt hat, daß uns im Verlaufe der nur die vier letzten Lebenstage des Helden vorführenden Handlung des Gedichts das ganze Leben Wallen-

steins zur Kenntniß kommt. Vorzüglich aber hat der Dichter dafür gesorgt, daß derjenige Lebensmoment, in welchem der tragische Ausgang des Helden seinen Grund hat, uns fest in die Seele geprägt wird. Dadurch bewirkt er, daß wir die große Schuld, um dererwillen des Helden Sturz erfolgt, größtentheils dem Kaiser zur Last legen müssen, während der eigne Schuldantheil des Helden sich so zwischen seinem moralischen Willen und den Reizungen der im Sternenlauf sich kundgebenden Schicksalsmacht vertheilt, daß wir unsern Freund zwar nicht unschuldig finden können, ihn aber beklagen und ächt menschliches Mitleiden mit ihm empfinden dürfen. Jener Lebensmoment bezeichnet sich in der auf dem Fürstentage zu Regensburg 1630 auf Betrieb der deutschen, besonders des bairischen Fürsten herbeigeführten Entfernung des Friedländers von seinem Feldherrnposten, eine Entfernung, die in unserm Gedichte geradezu als Absetzung aufgefaßt und dem Kaiser zur Last gelegt wird.

Schon in dem 3. Auftr. des II. Aufz. der Piccolomini machen uns die Worte der Herzogin aufmerksam. Sie sagt:

Ein Ungewitter (sagt man) zieh' sich über Ihnen
Zusammen, noch weit drohender als jenes,
Das Sie vordem zu Regensburg gestürzt.
Man spreche von einer zweiten, schimpflichern
Absetzung.

Im 5. Auftritt desselben Aufzugs sagt Wallenstein: Der Kaiser, es ist wahr, hat übel mich behandelt. Im siebenten Auftritte fährt er gegen Questenberg los:

Doch auf dem Regensburger Fürstentag
Da brach es auf .....
Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,
— Abgesetzt wurd' ich.

In dem wichtigen siebenten Auftritt des I. Aufzugs von W. T. giebt die Gräfin eine entscheidende Mahnung an jenen Sturm,

Der auf dem Regensburger Tag
Sich gegen Dich zusammenzog — Da ließ er
Dich fallen! Ließ dich fallen! Dich dem Baiern,
Dem Uebermüthigen, zum Opfer fallen! — —

Welche Veränderung nun diese Absetzung in Wallensteins Wesen hervorgebracht hat, das deuten die Worte der Herzogin (W. T. III, 3) an:

Doch seit dem Unglückstag zu Regensburg,
Der ihn von seiner Höh' herunterstürzte,
Ist ein unsteter, ungesell'ger Geist
Argwöhnisch, finster, über ihn gekommen.
Ihn floh die Ruhe, und dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend,
Wandt' er sein Herz den dunkeln Künsten zu,
Die Keinen, der sie pflegte, noch beglückt.

Aus diesen Worten müssen wir schließen, daß seit dem Regensburger Fürstentage die Sternenkunst für den Wallenstein eine schwerere, ernstere Bedeutung,

daß die Schicksalsidee für ihn eine düstrere Umhüllung gewann. Bis daher hat das Schicksal mit seiner Sternensprache eine dem Helden erfreuliche Bahn begleitet und fortdauernd Gunst erwiesen; von jetzt an fordert dasselbe zum Kampf auf und läßt auch die Mächte des Unheils gewähren.

Nun thut es Noth,
Des Himmels Häuser forschend zu durchspüren,
Ob nicht der Feind des Wachsens und Gedeihens
In seinen Ecken schadend sich verberge.

Der Kampf Wallenstein's ist jedoch niemals ein Kampf gegen das Schicksal; vielmehr hält er dasselbe stets für seinen Freund, der ihm die bösen Mächte überwinden hilft. Indessen nimmt die ganze Lebensanschauung des Helden, wenn sie auch nicht geradezu von ihrer Grundlage sich entfernt, doch eine Richtung, vermöge deren die schlimmen Seiten im Character desselben lebendiger hervortreten und zur Geltung kommen. Die bisher so sicher scheinenden Lebensverhältnisse haben einen Stoß erfahren, der sie in unhaltbares Schwanken bringt: der Doppelsinn des Lebens verwirrt die ebne Bahn. Der Idealismus, in den bisher das ganze gewaltige Streben eingehüllt war, verflüchtigt sich. Die materiellen Gewalten des Daseins richten sich feindselig auf gegen den Menschengeist. Wird sich der Geist frei erheben über die Materie? Oder wird er dieselbe zu überwältigen, dieselbe sich zu unterwerfen, dienstbar zu machen trachten? Und da er für's Letztere sich entscheidet, wird es ihm gelingen? Wohl verläßt er sich, mehr denn je, auf seine Sterne. Aber wird seine Sternenkunst nicht besondere Färbung gewinnen, während sie bisher ein freundliches Spiel war und harmonisch mit der beglückenden Wirklichkeit übereinstimmte? — Jene Worte, die Wallenstein (W. T. II, 2) zu Max spricht „mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur, und zu der Erde zieht mich die Begierde" deuten um so mehr auf gewisse Wendung in der Sternenkunst, die wenig Erfreuliches verspricht, hin, als ihnen sogleich die Erklärung nachfolgt: „dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem Guten ..... Den Edelstein, das allgeschätzte Gold muß man den falschen Mächten abgewinnen, die unter'm Tage schlimmgeartet hausen.

Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt;
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Damit kündigt sich's hinreichend an, daß Wallenstein, nachdem der Kaiser ihn schmählich im Stich gelassen hat, denselben Standpunct betritt, auf welchem wir den Faust finden, nachdem die höheren Geister ihn zurückgewiesen haben. Faust associirt sich mit dem Mephistopheles. Wallenstein trennt die Gewalten des Schicksals. Die Sternengeister sondern sich in freundliche Helfer und in Schadenstifter. Ja, die Sternengeister bleiben oben für sich und lassen den bösen Geistern der Erde Spielraum. Von anderweitem Aberglauben der Zeit mischt sich ein gut Theil in den Sternenglauben ein; und in der That wird alle Rechnung scrupulös. Eine Verwirrung von der antiken Schicksalsidee und von modernem Wahn tritt ein und zeigt uns die totale Ideeenverwir-

rung der Zeitgenossen des dreißigjährigen Kriegs. Nicht der Dichter macht diese Verwirrung; er objectivirt nur künstlerisch die derzeitige Wirklichkeit. Aus dem aber, was der Dichter uns vernehmen läßt, können wir schließen, daß sich der Egoismus des Helden mehr und mehr in das Gewand der Sternensprache kleidet, und so der Kampf des Jupiter und der Venus gegen die andern Sterne nichts Anderes bedeutet als den Kampf des von Egoismus, Ehrgeiz und Racheluſt aufgestachelten Helden Wallenstein gegen die ihm seit Regensburg entgegenwirkenden Feindseligkeiten der herrschenden Lebensgewalten. Wie er indessen in sich die mächtige Kraft fühlt und die Verheißungen der Sterne hat: so zieht er sich stolz in den Privatstand zurück und wartet seine Zeit ab. Aus Questenbergs in der Versammlung der Generale und Obersten gesprochenen Worten schließen wir, daß „Haß und Groll" ihn in die Zurückgezogenheit begleiten, daß Rachegedanken in seiner Seele neben der ursprünglichen Großheit und Redlichkeit Platz greifen.

In welcher Art und Weise Wallenstein nach seiner Absetzung bald in Prag, bald auf seinen Schlössern äußerlich auftrat, das wird uns aus den satirischen Zügen klar, in welchen die Gräfin schildert, wie Wallenstein nach seiner zweiten Absetzung, sobald diese erfolgt sei, leben könne.

Auf seinen Schlössern wird es nun lebendig . . . .
Er wird ein großer König sein — im Kleinen. — —

Unterdessen kommt Gustav Adolph 1630 nach Deutschland. Was er gegen die katholischen Mächte ausrichtete, ist bekannt. Zum Theil spricht's Wallenstein in dem zweiten Monologe aus.

Dahingeschmolzen vor
Der schwed'schen Stärke waren eure Heere;
Am Lech sank Tilly, euer letzter Hort;
In's Baierland, wie ein geschwollner Strom,
Ergoß sich dieser Gustav, und zu Wien
In seiner Hofburg zitterte der Kaiser.
Soldaten waren theuer, denn die Menge
Geht nach dem Glück — Da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth . . . . .

Die Wiederberufung Wallensteins zum Feldhauptmann der kaiserlichen Heere erfolgte ungefähr in der Mitte des Jahres 1632. Ermordet wurde Wallenstein am 25. Febr. 1634, nachdem Gustav Adolph bereits am 16. Novbr. 1632 in der Schlacht bei Lützen gestorben war. Hören wir nun, wie Wrangel (W. T. I, 5) dem Wallenstein entgegnet, „ins zweite Jahr schon schleicht die Unterhandlung"; erfahren wir von dem schwedischen Kanzler, „er vollziehe nur den eignen Einfall des verstorbnen Königs, indem er Wallenstein zur böhm'schen Kron' verhelfe"; wissen wir überdies, daß der Friedländer sich schon lange „an dem Gaukelbilde der königlichen Hoffnung" ergetzt hat: so ist kein Zweifel, daß unser Held schon gleich bei der Wiederannahme des Commando's Verbindungen mit den Feinden des Kaisers eingeleitet hat, um das Gelingen ganz besonderer Absichten sicher zu stellen. Durch den Brief

des schwedischen Kanzlers, den Wrangel überbringt, werden wir auf die Meinung geführt, als sei wohl das Verlangen Wallensteins nach der böhmischen Krone erst durch den „eignen Einfall des verstorbnen Königs" geweckt oder doch wenigstens, nachdem dasselbe vorläufig nur wie ein „Gaukelbild" der Phantasie des Friedländers vorgeschwebt, zu deutlichem und bestimmtem Plane gekräftigt. Wie dem auch sei: jedenfalls hat Wallenstein sich „auf ungewisse Erfüllung seiner Absichten hin die Mittel aufgespart und die Wege offen gehalten". Seine Absichten und Pläne aber spricht dem Max gegenüber Octavio ganz einfach dahin aus: Der Herzog will dem Reiche den Frieden schenken; in diesem Frieden sollen alle Theile zufrieden gestellt werden; der Kaiser will solchen Frieden nicht schließen; darum will Wallenstein den Kaiser dazu zwingen, für sein Theil aber das Königreich Böhmen erwerben.

Dieser Plan, was enthält er? Wallenstein will das Ende des unseligen Krieges herbeiführen; er will Alle befriedigen, will also die Gewalt des so lange vorherrschenden Theils brechen und Befreiung Aller von der altherkömmlichen Gewalt bewirken. Aber er will dies Alles durch Ausübung unrechtmäßigen Zwanges, durch Verletzung seiner Amtspflicht; er will sich zum Träger der Gewalt machen und in dem Gewinn eines Königsthrons seinen Ehrgeiz befriedigen. Er selber glaubt das Schlimme, das dieser Plan birgt, nicht bloß durch das Gute ausgeglichen, er hält es sogar gerechtfertigt. Denn er ist ein „begünstigt und befreites Wesen", gehört also einer höheren Ordnung der Dinge an und ist durch Schicksalsfügung den Bedingungen des allgemeinen Menschenlebens enthoben. So haben's ihm nämlich seine Sterne gesagt; seine Sterne haben ihm große Zukunft verheißen; seine Zukunft ist ihm gewiß. Darum tritt er von dem Regensburger Tage so stolz zurück; darum sagt er noch an seinem Todestage so sicher zu Gordon (W. T. V, 4):

Es treibt der ungeschwächte Muth
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge;
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttin noch,
Ein Jüngling ist der Geist . . . . .

Und gerade hier steht er mit der rein menschlichen Seite seines Wesens, d. h. mit sich selbst in geradem Widerspruch. Die Darstellung dieses Widerspruchs in dem Verhalten des Helden ist das tragische Element des Gedichts. Wallenstein nämlich, das Kind seiner Zeit, und somit der characterisirende Repräsentant seiner ganzen Zeit, rückt sich durch seinen Schicksals- und Sternenglauben, indem er sich für ein begünstigt und befreites Wesen hält, über die Bedingungen der Menschlichkeit hinweg in das Gebiet der Transscendentalität, der Uebermenschlichkeit hinein. Denn seine Schicksalsmäßigkeit ist nur dem Namen nach etwas Anderes als die Wundermäßigkeit des Kirchenglaubens. Die antike Schicksalsidee klingt, wie schon oben gezeigt wurde, nur zuweilen und leise durch und hat mit solchen Transscendentalitäts- und Wundergeschichten gar nichts zu thun. — „Wunderbar hatte ihn das Wunder der Rettung umgekehrt". Mit der Wundermäßigkeit nun, mit diesem transscendentalen, über-

menschlichen Zusatze seines Wesens rückt er in den Befund rein menschlicher Vorgänge und Handlungen hinein, will übermenschlich rein menschlichen Motiven Gewalt und Nachdruck sichern. Das verträgt sich nicht. Während er daher wie eine Art von Halbgott die Lebensverhältnisse überhaupt und die politischen Verhältnisse Deutschlands insbesondere verherrlichen mögte, bekennt er doch, daß ihn die Natur „aus gröberem Stoffe" geschaffen habe, und daß ihn „die Begierde zu der Erde" ziehe. Nicht minder streitet sein Glaube, sein transscendentales Hinüberschweifen in das Gebiet des Uebermenschlichen wider seine menschliche Ehrlichkeit und das menschliche Gefühl der Treue; es liegt Glaube und Sittlichkeit in ihm in fortwährendem Kampf; die Wunder des Schicksalsglaubens können sich nicht einigen mit den ächt menschlichen Mächten des Gemüths. Daher der Widerspruch an ihm selbst in unserm Helden, der zugleich König von Böhmen werden und zugleich alle im Kampf liegenden Theile des lieben deutschen Reichs befriedigen, der, sich empörend, seinen Herrn und Kaiser zwingen und doch gern als ein ehrlicher Mann anerkannt sein will. Vernunft und Gemüth zieht ihn zur Pflicht, zu Liebe und Treue; Glaube und Wunder treibt ihn zu Widerspänstigkeit, zu Empörung und Selbstsüchtigkeit. Denn das ist das Wesen des Wunders, daß vor ihm die Vernunft nicht bestehen kann; das ist die Art des Wunderglaubens, daß ihm kein Recht eines Andern Geltung hat. Das Wunder ist das Ausschließliche, das Vorrecht- d. h. Unrecht-heischende. Und so versinkt Wallenstein vermöge seines Glaubens an seine Joviskindschaft in den Abgrund des Egoismus, des Unrechts. „Des Aberglaubens nächtliche Gespenster, sie werden seines hellen Geistes Meister". Sie werden in dem Grade Meister, daß er sich einestheils nicht entschließen kann, „die alten Hoffnungen zu vergessen, sein vergangnes Leben wegzuwerfen, ein neues Leben anzufangen und das Heldenthum der Tugend" zu verwirklichen, daß er anderntheils sich auch nicht kräftigt, die Bahn des Unrechts mit Entschiedenheit zu gehn und schnell seine Macht, da er sie hat, zu benutzen. Ohne Wirkung läßt er das Wort der Gräfin an sich vorübergehen:

Denn Recht hat jeder eigene Character,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt
Kein andres Unrecht als den Widerspruch.

Der Widerspruch zwischen seinem den Egoismus umhüllenden Glauben und zwischen seinem menschlich-sittlichen Gefühl bringt den Helden zu Falle. Denn da nun die Menschlichkeit in ihm sich gegen den Glauben aufrichtet, so widerstrebt sie eigentlich dem Schicksal, welches der Inhalt des Glaubens ist, selber und fordert dasselbe heraus, den Unglauben zu strafen.

Gerade durch die Darlegung dieses Widerspruchs in dem Verhalten Wallensteins hat der Dichter seine künstlerische Größe bewiesen, gerade dadurch den Zweck der Tragödie erreicht. Denn da sich nun mit der Faustnatur im Wallenstein die Hamletnatur mischt, so erregt das aus dieser Mischung hervorgehende Schwanken und Zögern des Helden bei uns um so mehr Besorgniß und Furcht über seinen Ausgang, als wir in ihm uns selber, das heißt, unser

ganzes deutsches Nationalwesen, das ewig zwischen Glauben und Sittlichkeit, zwischen dem Verlangen nach höchster Geltung und nach Humanität im Schwanken liegt, treu vorgebildet finden und ein endliches Verkommen und Versinken unsrer geträumten Herrlichkeit gespensterhaft ahnen und wittern. „Ich erwart' es, daß der Rache Stahl auch schon für meine Brust geschliffen ist. Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't, Erfreuliches zu erndten". Und solche Drachenzähne sind ja vermöge der Auflösung jener alten romantischen Glaubensseligkeit des Mittelalters durch den Protestantismus, der nun seinerseits aus dem Widerspruch zwischen Glauben und Sittlichkeit sich nicht herausfinden und erlösen kann, an allen Orten und Enden hinlänglich ausgesäet. Aus diesem wie schicksalsmäßig und dämonisch uns zu eigen gewordenen Widerspruch erzeugt sich das Gefühl der Besorgniß und Furcht und steigert auch unser Mitleiden, sobald wir den Helden nun fallen sehen. Denn wir sehen ihn gestürzt durch eine Macht, die gleichfalls des Glaubens lebt, ein wunderbar begünstigtes und befreites Wesen zu sein, die in diesem Glauben der Alleinberechtigung nur durch „das ganz Gemeine, das ewig Gestrige, durch die Gewohnheit gleich einem alten Hausrath und Erbstück" ihre Sicherheit hat, eine Macht, die bloß, weil sie im Besitze, auch im Rechte ist und dabei alles Dessen entbehrt, was Sittlichkeit heißt, nämlich alles Dessen, was den Menschen zum Menschen stempelt, also alles Menschlichen und wahrhaft Ehrenwerthen. Dieser in ihrem Glauben ganz sittlichkeitslosen Macht gegenüber steht der menschliche Wallenstein, der eben durch sein Sittlichkeitsgefühl gehindert wird, zu richtigem Zeitpuncte Gewalt zu üben, um so ehrenwerther da, als er zu seinem wirklichen Abfall nicht durch seinen eigenen Egoismus geführt, sondern durch die Machinationen seiner Feinde, die sich (Octavio und Buttler) wie Freunde stellen, gedrängt, gezwungen wird. Denn mit Recht kann Wallenstein sagen:

O, grausam spielt das Glück
Mit mir! Der Freunde Eifer ist's, der mich
Zu Grunde richtet, nicht der Haß der Feinde.

Freilich sind auch seine übrigen Freunde wirklich seine schlimmsten Feinde; und das Glück, d. h. das Schicksal spielt grausam mit ihm. Liegt doch von je her in diesem Schicksalswesen, in diesem transscendental-übermenschlichen Wunderwesen etwas Grausames, Unmenschliches. Denn wie es von außen her bestimmend wirkt, so wird seine Wirksamkeit dadurch so unselig, daß es sich in's eigne Herz des Menschen hineinschleicht und den sittlichen Willen des Menschen verkümmert, so daß der Mensch gegen seinen eignen sittlichen Willen das Unselige thut und so dem Schicksale ein schreckliches Recht giebt, den Menschen zu strafen. Wallenstein weiß das, wenn er spricht: Geschehe denn, was muß,

Recht stets behält das Schicksal; denn das Herz
In uns ist sein gebietrischer Vollzieher.

Das heißt: dem Schicksale, dem Glauben, dem Wunder gegenüber ist der Mensch unfrei, ein Sclav. Und das gerade ist der uns Furcht- und Besorg-

niß erweckende Irrthum Wallensteins, daß er seine Freiheit sucht und zu besitzen meint in Dem, was eben ihn unfrei macht. Aecht menschlich! Darum unsrer Theilnahme, unsers Mitgefühls, die wir Menschen sind, werth! Darum auch „sehen wir den Helden in des Lebens Drang

Und wälzen größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu".

Mit großer dichterischer Kunst hat uns der Dichter in solche Stimmung versetzt und erhält uns darin. Daher erkennen wir auch in dem Tode oder vielmehr in der Ermordung des Helden nicht etwa die Strafe des Helden. Des Helden Tod ist vielmehr die Thatsache, an welcher uns die Schlechtigkeit seiner Gegner kund wird. Seine Strafe dafür, daß er sich vermöge seines Glaubens zum Mittelpuncte und Bestimmer des Lebens macht, alle Uebrigen nur als blinde Werkzeuge seines Egoismus betrachtet und endlich doch nicht die ihm aufgegebene That ausrichtet, liegt lediglich in der bittern Erfahrung, daß er sich verrechnet hat, und daß Alles, worauf er fest bauet, von ihm sich trennt. Mit dem Verluste des geliebten Max hört seine Strafe auf. Wenige Minuten sogar vor seinem Tode steht ja noch sein alter Glaube, stehen noch seine Hoffnungen wieder in der vollen Kraft und Befriedigungsfähigkeit, wie damals, als er zum zweiten Male an die Spitze der von ihm selbst geworbenen Heeresmacht als des Reiches Feldherr trat.

Wie nun aber jene Absetzung auf dem Regensburger Fürstentage in Wallenstein die bösen Geister heraufbeschwor, so daß er in Unrecht verfiel, so giebt ihm „sein Beding und Pakt", unter welchem er das Feldherrnamt zum zweiten Male übernimmt, ein entschiedenes Recht gegen den Kaiser. Auf diese „vom Kaiser eigenhändig" bestätigten Bedingungen legt daher auch der Dichter gehörigen Nachdruck. Schon im Lager werden dieselben von dem Wachtmeister kräftig hervorgehoben. Im 3. Auftr. des I. Aufz. der Piccol. bezeichnet Questenberg dieselben als außerordentlich, wenn er spricht: wo war die Ueberlegung, als wir dem Rasenden das Schwert vertraut u. s. w. Wallenstein selbst kündigt die wichtigste derselben bei der Zusammenkunft mit Questenberg an nach den Worten: „Nur auf Bedingung nahm ich dies Kommando". Gordon hat Recht, wenn er sagt:

Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen;
Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich.

Wie unnatürlich aber auch immer, solche Gewalt war dem Friedländer wirklich gegeben, verbrieft und besiegelt. Es war ihm nämlich zugestanden: der Herzog von Friedland erhält als kaiserlicher Generalissimus den Oberbefehl in absolutissima forma und ertheilt Begnadigungen und verhängt Confiscationen im Reich nach eignem Ermessen. Als ordentliche Belohnung wird ihm ein östreichisches Erbland zugesagt, als außerordentliche erhält er die Oberlehnsherrschaft über die künftig zu erobernden Länder. Im Frieden wird ihm Meklenburg wieder überwiesen.

Man sieht wohl, namentlich wenn man nicht vergißt, welch ein mächtiger und reicher Herr Wallenstein bereits geworden war, daß bei Ertheilung solcher Gewalt und Anwartschaft im Grunde der König schon fertig ist, daß nur der Name fehlt, daß folglich das Verlangen Wallensteins nach dem Königstitel und dem Throne gar nicht so übermäßig frevelhaft, daß es durch den Ausdruck „Gaukelspiel der Hoffnung" noch immer bescheiden genug bezeichnet ist. — Warum denn nun soll Wallenstein durch Abfall und Verrath zu gewinnen suchen, was er auf rechtlichem Wege erlangen kann, ja, was er eigentlich schon hat, sobald er nur den Krieg nachdrücklich zu Ende bringt? Und dies wäre ihm bei gehörigem Ernste, den er wohl anzuwenden verstand, trotz der „Lützner Action" ohne Zweifel nicht allzuschwer gewesen, wie die Sachen nach Gustavs Tode standen! — Wallenstein aber müßte nicht der Mann gewesen sein, der er war, wenn er nicht hätte einsehen wollen, daß es dem Kaiser mit Ertheilung dieser „unnatürlichen Kriegsgewalt von neuer Art" wirklicher und ausdauernder Ernst nimmermehr sein konnte. Die Gräfin hat ganz Recht, wenn sie sagt:

> Die ungestüme Presserin, die Noth,
> Die setzte Dich in dieses Amt und schrieb
> Dir die Bestallung.

Wallenstein aber „hielt es nie der Mühe werth, die kühn umgreifende Gemüthsart zu verbergen". Der Kaiser „sah ihn immer, wie er ist". Der Kaiser kann daher auch nicht sagen, daß er „im Kaufe betrogen" sei. Aber eben darum fürchtet er, durch seine Umgebung zu stets gesteigerter Sorge getrieben, den allgewaltigen Feldherrn und trifft zugleich mit der von der Noth abgepreßten unnatürlichen Vollmacht — seine Maßregeln, Maßregeln, die ihn vor den Uebergriffen des Gefürchteten sicher stellen sollen. Denn (wie Max sagt) „da rufen sie den Geist an in der Noth, und grauet ihnen gleich, wann er sich zeigt". Drum (so sagt wiederum Max), drum „macht ihr dem Fürsten das Leben sauer, macht ihm alle Schritte schwer, ihr schwärzt ihn an; ihr macht ihn zum Empörer und, Gott weiß! zu was noch mehr". — Das weiß nun wiederum Wallenstein; und darum nimmt auch er seine Maßregeln, Maßregeln, vermittelst deren er seinerseits die etwanigen Unternehmungen der Kaiserpartei wider ihn selber unschädlich zu machen hofft. Denn also spricht er zu Max:

> Nicht meiner Treu' vertraute sich der Kaiser.
> Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er
> Den Feldherrnstab in meine Hände legte.

Und so begründet sich denn ein Kampf zwischen List und List, zwischen Argwohn und Argwohn. Auf Seiten des Kaisers stehen nebst den deutschen Fürsten die „alten Perrücken" und die Jesuiten. Ihre materielle Schwäche wird ersetzt durch diejenige List, welche ihr Wesen im Verborgenen treibt und erschleicht, was sie nicht erzwingen kann. Wallenstein wendet seinerseits auch List oder, wie er's lieber nennt, „Klugheit" an. Aber er geht nicht vorsichtig

und besonnen genug zu Werke. Der Mangel an Vorsicht und Besonnenheit, der ihn zu Falle bringt, hat aber mehr als eine Ursach.

Zunächst ist er im Besitze der materiellen Macht. Wie er sich auch benehme, er kann's den Feinden bieten und sagen: „die Macht ist mein, sie müssen's hinterschlucken". Diese Macht aber ruht in der Zuversicht zu seinen Soldaten, die wohl gewohnt sind, unter ihm zu siegen, nicht gegen ihn".

Dazu kommt das Bewußtsein von seiner geistigen Ueberlegenheit. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut; und Friedland wird sein Lager um sich füllen. Die Freiheit reizet ihn und das Vermögen". Wenn er wollte, er könnte dem Kaiser recht viel Böses dafür thun, daß derselbe ihn übel behandelt hat.

Dieses Alles ist ihm gegeben zur Erfüllung des in den Sternen ausgesprochenen Schicksalsrufs, der ihn zu höchsten Dingen bestimmt. Eine neue Ordnung der Dinge soll sich durch ihn einführen, die span'sche Doppelherrschaft sich zu ihrem Ende neigen und so die Erfüllung der Zeiten kommen. Das ist der Inhalt der Schicksalsstimmen, er muß in Erfüllung gehen. Daher dieser Mangel an Vorsicht. Daher die Vernachlässigung des „guten Scheins". Daher das Aussprechen des Unmuths bei gelegentlichen Reibungen mit dem Hofe. Daher die Freiheit, welche der Laune eingeräumt wird und der Leidenschaft. Daher der Uebermuth! Es ist Uebermuth, aus welchem hervor Wallenstein dem Terzky antwortet: „Und woher weißt du, daß ich den Feind nicht wirklich zum Besten habe? daß ich nicht euch alle zum Besten habe? Es macht mir Freude meine Macht zu kennen!" Dieser Uebermuth besteht darin, daß Wallenstein die durch das Schicksal gewährten Vortheile nicht als ein bloßes Werkzeug des Schicksals hinnimmt und ohne Weiteres seine Sendung vollzieht, sondern daß er vielmehr diese Sendung in das Ergebniß seines eigenen Willens umsetzt, nach eignem Ermessen die Mittel zur Ausführung derselben erwählt und in der selbstgenügsamen Freude über seine Macht sowohl Freunde als Feinde zum Besten hat. Solcher Uebermuth erregt den Zorn der Schicksalsmacht. Diese bestimmt dem Uebermüthigen Strafe, und zwar straft sie ihn gerade durch Das, worauf er die Stützen seiner Hoffnung baut, worin er die Hülfen dieses Schicksals anerkennen zu müssen glaubt. Das Heer bleibt ihm zuletzt nicht getreu, sein Geist geräth in Verwirrung und Irrsal. Denn „wen die Götter verderben wollen, dem werfen sie den Schleier der Blindheit über die Augen des Geistes". Und dieser Schleier ist ihm über die Augen geworfen insbesondere in Betreff seines Verhältnisses zu Octavio, den er für seinen treusten Anhänger hält, und der gerade das Hauptwerkzeug zu seinem Falle ist.

Wallensteins Unvorsichtigkeit und Uebermuth gründet sich aber in der That auch darauf, daß der Abfall von seinem Kaiser, daß Verrath nimmermehr sein Ernst ist. Dazu ist er von Hause aus zu ehrlich, auch hindert ihn daran die Großheit seiner Natur. Wenn er sagt, „o, sie zwingen mich, sie stoßen gewaltsam, wider meinen Willen mich hinein": so deutet das auf seine

Redlichkeit zurück. Und die Worte, „das war kein Heldenstück, Octavio! Nicht deine Klugheit siegte über meine; dein schlechtes Herz hat über mein gerades den schändlichen Triumph davon getragen" — diese Worte sind weder diplomatische Spitzfindigkeit in Gegenwart Andrer, noch auch sind sie Selbstbetrug. Unter allen Stellen des Drama's aber, welche die ursprüngliche Ehrlichkeit Wallensteins außer Zweifel stellen, ist keine schlagender als die, welche in dem Monologe (W. T. I, 4) also lautet:

Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht mein Ernst.

Und zwar sind's hier die Worte: „beim großen Gott des Himmels!" Wallenstein, der Schicksalsgläubige, der Sternendeuter, das Joviskind — in einem Moment, da das wirkliche Leben mit allen ernstesten Forderungen der Gewissenhaftigkeit vor ihn hintritt, da er mit sich und dem höchsten Wesen, diesem durch Max und Thekla kenntlich gemachten Gott der Liebe und Treue, da er mit dem ewigen Weltenregierer allein ist, in diesem Moment appellirt er an den „großen Gott des Himmels!" In diesem Moment hat all' seine Wissenschaft und Sternenkunst ihre Bedeutung verloren, ist aller Glaube und alle Wundersamkeit ohne Gewicht! da stehet der Mensch vor dem allein wahren Gott, nicht vor dem Gebilde der Phantasie, sondern vor dem Ewigen, Allwissenden: da ist Wahrheit! — Und getragen durch diese seine Ehrlichkeit und Geradheit gebraucht Wallenstein seine Macht und seines Geistes Gewalt dennoch, um mit den ernstesten Lebensverhältnissen zu spielen, zu spielen und Feind und Freund zum Besten zu haben. Gerade aber in diesem Puncte irrt er sich am schlimmsten. Denn eben weil er sich eines redlichen Willens bewußt ist, scheut er sich nicht, sein Spiel zu offen zu treiben; und während er sein Spiel vor Allen verborgen zu treiben der Meinung ist, wird es gewissermaßen ein öffentliches Geheimniß. Seine Widersacher rechnen ihm natürlich das Spiel für schweren Ernst an. Sie belauschen ihn auf Schritt und Tritt.

Das nun ist die wechselseitige Stimmung der Parteien zur Zeit, als Wallenstein zum zweiten Male an die Spitze der kaiserlichen Armeen getreten ist und mit unnatürlicher Machtvollkommenheit den siegreichen Schweden die Spitze bieten soll.

Der Vortrag, mit dem (Piccol. I, 7) Questenberg in der Generalsversammlung die kaiserlichen Monita und Forderungen einleitet, macht uns hinlänglich mit den nun folgenden Kriegsthaten Wallensteins und mit der Art und Weise ihrer Ausführung bekannt. Zunächst jagt Wallenstein schnell genug die Sachsen aus Böhmen. Im selbigen Jahre bietet er im September dem Schwedenkönige bei Nürnberg die Spitze und nöthigt ihn zum Weichen. Bei Lützen dann, 16. Nov. 1632, bleibt Gustav Adolph auf dem Schlachtfelde, welches die Schweden bewahren, während Wallenstein sich nach Böhmen zurückzieht. So gewinnt Bernhard von Weimar Zeit, gegen Regensburg vorzurücken, die Stadt zu belagern. Die dringlichsten Bitten des Baiernherzogs und des Kaisers selbst um Rettung dieses wichtigen Platzes überhört Wallenstein, indem er (1633 im Mai) gegen die Schweden, Sachsen und Branden-

burger nach Schlesien rückt, ohne indessen auch hier ernstliche Schritte zu thun. Vielmehr lebt er gar freundlich mit den Gegnern und zieht sich den Verdacht zu, mit ihnen gegen den Kaiser zu verhandeln. Der Argwohn der Kaiserlichen steigert sich, als Wallenstein endlich (18. Oct. 1633) die Feinde bei Steinau zwingt, die Waffen zu strecken, aber doch den alten Matthias Thurn großmüthig mit reichen Geschenken frei läßt. Auf die wiederholten Aufforderungen des Kaisers macht Wallenstein zuletzt Miene, nach Baiern zu rücken, um die Schweden von Regensburg zu treiben. Doch wendet er schleunig um und bezieht in Böhmen Winterquartier. Alles das mußte den bereits vorhandenen Argwohn und Verdacht in Wien steigern. Seine Feinde sind thätiger als je; von einer Verschwörung Wallensteins gegen den Kaiser ist die Rede; von Verbindung desselben mit dem Feinde; von dem Streben nach der böhmischen Königskrone. Mißtrauen und Furcht steigen in Wien aufs Höchste. Mit offenbarem Machtgebot ist dem von seinem Heere vergötterten Helden nicht beizukommen. Darum versucht man's mit List, ihn in eine Lage zu versetzen, welche entweder ihn zum Gehorsam führt oder ihn (wie im 2. Auftr. des I. Aufz. der Piccol. die Herzogin erzählt) der Anklage wegen verwegener Ueberschreitung der anvertrauten Vollmacht, wegen freventlicher Verhöhnung höchster, kaiserlicher Befehle preisgiebt und eine zweite schimpfliche Absetzung in Aussicht stellt, zumal, da nun durch Wallensteins Säumniß Regensburg wirklich erobert ist.

Demgemäß erscheint der Hofkriegsrath Questenberg im Winterlager vor Pilsen mit der kaiserlichen Forderung, die Winterquartire nach Baiern zu verlegen und an der Befreiung Regensburgs zu arbeiten. Außerdem werden acht Regimenter Reiterei zur Begleitung des Infanten durch Deutschland beansprucht. Nun also: entweder — oder! — —

Mit diesem „Entweder — oder" beginnt unser dramatisches Gedicht „Wallenstein". Denn zur Entscheidung über die Ausführbarkeit der kaiserlichen Forderungen läßt Wallenstein seine Generale und Obersten zu einer Berathung in Pilsen zusammen kommen. — Den Ausgang aber dieser ganzen Angelegenheit werden wir erkennen, indem wir nun den Verlauf des Drama's betrachten. Die dramatische Handlung dauert (wenn wir die Reise von Pilsen nach Eger nicht mitrechnen) drei Tage. Erster Tag: Petitionsbeschluß des Heeres im Lager und gefälschte Eidesformel in den beiden Piccolomini. Zweiter Tag: der schwankende und gedemüthigte Held in den 3 ersten Acten von Wallensteins Tod. (Der Tag der Reise von Pilsen nach Eger erfolgt in der Pause zwischen dem 3. und 4. Aufzuge als ein vierter Tag.) Dritter Tag der Handlung: der seiner Schuld entlastete und in der Hoffnung sterbende Wallenstein.

4.

Der Held während des Verlaufs der dramatischen Action.

Unser dramatisches Gedicht liegt in drei großen, innerlich aufs Engste mit einander zusammenhängenden Abtheilungen vor uns. Von Pulverdampf ist das Ganze durchduftet, vom Klange des Stahls sind alle Theile durchrauscht. Krieg und Kampf ist die Loosung. Aber nicht ein Kampf gegen den Landesfeind, der von außen daherkommt, erfolgt. Es erfolgt ein Kampf des fürstlichen Feldherrn gegen das kaiserliche Oberhaupt. Das Mittel zur Entscheidung dieses Kampfs — es ist das Heer und zwar sowohl die große Masse der gemeinen Kriegsmänner als auch das Corps der unter dem Feldherrn befehlenden Generale und Obersten. Wohin das Heer sich wendet, dahin fällt der Ausschlag. Daher suchen beide in Kampf tretende Theile, Kaiser und Feldherr, sich der Heeresmacht zu versichern. Augenblicklich ist der Feldherr der allmächtige. Es kommt auf den Anlaß und auf die Art des Kampfes an, ob er der Allein-Gewaltige bleibt oder nicht. Der Anlaß des Kampfs aber ist vorhanden in der Forderung des Kaisers an den Feldherrn: Du gehst nach Baiern und lieferst acht Regimenter an den Kardinal-Infanten ab oder — du legst das Commando nieder! — Was thut nun das Heer, von dessen Entscheidung Alles abhängt?

1. Das Heer entscheidet sich dahin: „Wir wollen Alle für Einen stehn. Wir wollen zusammen bleiben. Wir wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen herumführen lassen. Wir wollen uns fest in Böhmen pflanzen; wir geben nicht nach und marschiren nicht. Keine Gewalt noch List soll von dem Friedländer weg uns treiben. Wir halten ihn aufrecht, wir; sind alle mit Leib und Leben sein. Und das von Rechts wegen. Denn das ist sein Beding und Pact, daß er allein hier zu befehlen hat mit absoluter Gewalt.“ — Das ist die Gesinnung des Heeres, die im Lager kund wird. Und so weiset uns dieser erste Theil des Drama's die unbezwingbare materielle Macht auf, auf welche Wallenstein bauen kann, sobald er nun etwa sagen will: ich gehorche nicht! Ehrlich und redlich sind ihm die Soldaten ergeben und verlangen dafür nichts Anderes, als was ihnen die damalige Kriegsführung gewährt. Das ist freilich nichts Geringes. Denn Wallenstein ist ein Soldatenvater, und nirgends kann's der Soldat wo besser kaufen. Unter solchen Umständen kann denn „von Wien die alte Perrücke mit der güldnen Gnadenkette“ nichts ausrichten und gilt bloß für einen Spürhund, der auf den Herzog Jagd macht. Da hilft auch dem Kapuziner-Pfäfflein sein Schreien nichts. Ihm wird sein Lästermaul gestopft; und wenn er nicht schweigt, so ist er des Todes. Die dummen Kroaten und die deutschen Arkebusiere, sonst wackre Brüder, aber sich schlecht und recht in ihrer Knechtsnatur zufrieden fühlend, haben gegen die Uebrigen keine Stimme. Ehrlich und redlich sind die Soldaten aber auch in der Hinsicht dem Feldherrn er-

geben, daß bei ihnen darüber kein Zank und Zwist waltet, ob der Kaiser ihr Gebieter ist. Eben darum, weil sie gern in Ehren seine tüchtigen Reiter wären, wollen sie nicht seine Heerde sein, sich nicht von Pfaffen und Schranzen herumführen lassen, sondern vielmehr lediglich dem ihnen laut kaiserlicher Vollmacht befehlenden Feldherrn gehorchen. Entscheidet sich daher der Feldherr für Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Forderungen, so bietet ihm das Heer volle Sicherheit. Denn er ist in seinem Recht.

So kündigt uns der erste Theil des Drama's, Wallensteins Lager, als Exposition des Ganzen mit dem klar bezeichneten Gegenstande des Kampfes zugleich die Stellung der beiden kämpfenden Parteien an. Daß die kaiserliche Partei bereits ihre Resolution getroffen habe und wisse, was sie mit dem Feldherrn anfangen werde, sobald sie nur erst der zureichenden Mittel sicher ist, tritt aus dem Zusammenhange deutlich genug hervor. Es fragt sich nun, was beschließt seinerseits der durch die Treue des Heeres für jeden Fall sicher gestellte Feldherr. Er hat die Wahl, die Forderungen des Kaisers theilweis oder vollständig zu befriedigen, oder sich geradezu diesen Forderungen zu widersetzen. Widersetzt er sich bloß einfach, so ist er darum noch kein Empörer. Er ist dann bloß hart und trotzig gegen des Kaisers Wünsche. Denn sein „Beding und Pact" giebt ihm vollständig und klar das Recht, nach eigner Einsicht zu verfahren. Diese Wahl, zu welcher der Feldherr schreiten muß, führt nun den Conflict herbei.

2. Der zweite Theil des Dramas, die beiden Piccolomini, bringt uns diesen Conflict, diesen Zusammenschlag, diese Verwicklung der streitenden Kräfte vor Augen. Es ist ein innerer und äußerer Conflict. Ein innerer, inwiefern Wallenstein mit sich selbst in's Reine kommen und die Pflicht der Unterthanentreue und des Reichsfeldherrn mit seinem persönlichen Verlangen und Streben so wie mit dem ihm durch das Pactum augenfällig zustehenden Recht in Ausgleichung bringen muß. Denn trotz des Pactums ist und bleibt der Kaiser das Oberhaupt des Reiches, so daß sich in seinen Wünschen das Bedürfniß des Reiches ausspricht. Diese Wünsche mißachten, dies Bedürfniß unberücksicht lassen, das hieße allerdings, sich nicht bloß dem Kaiser sondern dem Reich überhaupt empören. Ein äußerer Conflict aber ist's, inwiefern nun beide Theile, sowohl der Feldherr als auch der Kaiser, jeder in seiner Weise, die Vorbereitungen treffen für den Moment, in welchem der Schlag erfolgen muß.

Umstände, Verhältnisse, persönliche Leidenschaften geben den Vorbereitungen ihre besondere Eigenthümlichkeit und entscheiden zugleich über die Unvermeidlichkeit des Kampfes. Und der Kampf ist unvermeidlich, da beide Parteien ihn wollen. Questenberg erklärt, daß ein beff'rer Reiter das wilde Pferd (das Heer) besänftigen und zähmen soll. Er wünscht ein Heer, um durch dasselbe das Wallensteinsche dem Kaiser zu bewahren. Altringer und Gallas sind bereits auf kaiserlichen Befehl dem Geheiße des Feldherrn ungehorsam geworden. Oberst Suys ist bereits auf kaiserlichen Befehl nach Baiern vorgerückt. Somit ist von Seiten des Kaisers der Kampf offenbar schon begonnen, und Wallenstein hat

sich lediglich zu wehren, wenn er nicht überhaupt nachgeben will. Daß er aber nicht nachgeben will, das spricht er entschieden aus in den Worten:

Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Absetzen sollen sie mich auch nicht — darauf
Verlaßt euch.

Schon in diesen Worten drängt sich der tragische Hauch an unsre Seele. Ließe es Wallenstein damit bewenden, daß er nicht nachgeben wolle, so würde ihm einfach unsre Theilnahme zur Seite stehen. Denn wir wissen recht gut, warum der Kaiser ihm feindlich ist, der Kaiser, der keinen Frieden für Deutschlands Ruhe will, der nur einen solchen Frieden will, vermöge dessen er Herr wird von ganz Deutschland und immer mehr Länder gewinnt für sein Haus. Würde also Wallenstein nicht nachgeben, so setzte man ihn ab: das sehen wir ganz wohl, wissen's ja auch durch die Herzogin schon; und so folgten wir theilnehmend dem Abgesetzten in den Privatstand und freuten uns, wenn wir ihn als Privatmann in seinen reichen Verhältnissen den Schmerz der bittern Kränkung überwinden sähen. Nun aber setzt er bedeutungsvoll hinzu: absetzen sollen sie mich auch nicht — darauf verlaßt euch! Diese Worte erfüllen uns mit Furcht. Denn sie deuten auf Etwas hin, das nun ahnungs- und verhängnißvoll uns um so mehr erschüttert, als wir bereits voll Theilnahme für den Helden uns an seine Stelle setzen und fragen: was willst du thun? Denn da der Kaiser den Friedländer abzusetzen beschlossen hat, so muß dieser Friedländer, wenn er sich nicht absetzen lassen, d. h. nicht von dem Commando seines Heeres weichen will, sich entschieden gegen den Kaiser empören, muß ein Empörer gegen seinen Kaiser werden und sein Heer gegen den Kaiser in's Feld führen. So verschürzt sich der Knoten und verstrickt uns beängstigend in seine Schlingen. Wir werden beängstigt, weil wir zugleich erkennen, was jene Verhandlungen mit den Schweden zu bedeuten haben, und daß Wallenstein in Voraussicht des Angriffs von Seiten des Kaisers sich sogar durch mögliche Verbindung mit dem Reichsfeinde sicher stellen will. Zwar ist hier von nichts weniger als von Verrath und Felonie die Rede. Denn Wallenstein will jetzt nicht etwa sich mit den Schweden sondern er will die Schweden mit sich verbinden, d. h. er will sie gebrauchen als ein Mittel, das er, sobald es seine Absicht erfüllt hat, von sich wirft, als ein Mittel nicht gegen des Reiches Gedeihen und Freiheit, sondern vielmehr für des Reiches Freiheit gegen die Person Ferdinands II., der seine kaiserliche Berechtigung überschreitet und seinerseits des Reiches Freiheit zu seinem eignen persönlichen Vortheil vernichten will. Aber dennoch macht's uns bedenklich und flößet uns Furcht ein; denn wir sehen den Mann unsrer Theilnahme „des Lebens schwankes Seil" beschreiten und beschreiten das schwankende mit ihm. Ja, wir bleiben nicht ohne schreckenvolle Ahnung, wenn wir dem Sinne des Wortes nachgrübeln, das Wallenstein in Betracht seiner Tochter gesprochen hat:

Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einst
In einen königlichen Schmuck verwandelt
Um diese schöne Stirne flechten kann.

Die Verbindung mit den Schweden scheint daher noch besondere Zwecke zu haben, scheint dem Egoismus, dem Ehrgeize des Feldherrn dienen zu sollen: dann aber ist sie das Zeichen des Verraths.

Nun wissen wir schon, daß das Heer von Wallenstein nicht lassen will. Der zweite Theil des Drama's zeigt uns weiter, daß auch die Führer des Heeres um des Kaisers Forderungen wissen und — toben. Es ist nur Eine Stimme unter Allen, sagt Illo, Du dürfst das Regiment nicht niederlegen. Dieser Umstand ist eine weitere Stütze und Sicherheit des Helden. Aber er verlangt: Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich, sich meinem Dienst zu weihen, unbedingt. Und als Terzky von einem Vorbehalte in Betreff des kaiserlichen Dienstes und der Pflichten gegen Oestreich redet, verlangt er entschieden: Unbedingt muß ich sie haben; Nichts von Vorbehalt! Diesem Verlangen fügt er hinzu: Schaff' mir ihre Handschrift! Wie du dazu gelangen magst, ist deine Sache. Das aber sagt er zu Illo, einem Manne, von dem auch wir mit Questenberg fürchten, daß er noch viel schlimmer denke, als er redet, und der schon von dem „wilden Pferde" gesprochen hat. Wie mehrt sich unsre Sorge um den Helden, da wir ihn sich solchem Manne anvertrauen, da wir ihn solchem Manne völlig freie Hand lassen sehen! Da flößt's uns denn ein gewisses Grauen ein, wenn wir Wallenstein selbst erklären hören: „ich will dem Kaiser den Gefallen thun, zu gehn; das war beschloss'ne Sache, Questenberg, noch eh' sie kamen" — Grauen, trotzdem, daß wir zugleich auch den Kolalto im Namen Aller ausrufen hören: „wir wollen mit dir leben, mit dir sterben." Denn wir können dieser Erklärung Wallensteins, daß er schon längst beschlossen habe zu gehn, nicht volles Vertrauen schenken. Vielmehr erscheint sie nur als ein diplomatisches Mittel, den Widersacher zu täuschen, und außerdem als ein Handgriff, die Entscheidung seiner Officiere zu fördern. Also Täuschung und Hinterhalt.

Und nachdem wir nun vermittelst der Scenen zwischen Max und Thekla auf den Boden der reinen schönen Menschlichkeit geführt sind und in unsrer eignen Seele wieder lebendiger gefühlt haben das hehre Gottesgebot der Liebe und Treue, das heilige Anrecht der Wahrheit; nachdem aus Thekla's Monolog auch uns ein Wink gegeben ist, daß hier kein Schauplatz ist, wo die Hoffnung wohnt, daß vielmehr ein finstrer Geist durch dieses Haus gehe: da schießt auch für uns ein Blitz herab aus heitern Höhen, da schleudert auch für uns der Gott der Freude den Pechkranz in das brennende Gebäude. Denn unsre Furcht findet nun ihre entschiedene Auslegung und Rechtfertigung. Wallenstein bekommt, was er verlangt: die unbedingte Verschreibung der Generale und Obersten für seinen Dienst. Aber er bekommt sie — durch eine Fälschung, durch einen Betrug.

In dem Inhalte des vierten Aufzuges der Piccolomini, in der Fälschung der Verschreibungsurkunde, beginnet die Katastrophe des ganzen Drama's. Denn schon vermöge dieser Fälschung wird Wallenstein mit einer Schuld belastet. Daß er sich gegen den Kaiser empören will, ist in seiner Lage kein Verbrechen. Denn er will sich empören, nur um sein Recht zu schützen, da er in seinem

Rechte bereits offenbar gekränkt ist. Ist denn aber die Fälschung sein, ist sie sein Verbrechen? Gewiß nicht! Als ein Verbrechen kann sie ihm nicht angerechnet werden; denn an eine Fälschung hat er selber nimmermehr gedacht; dem widerspricht sein ganzes übriges Wesen, seine Großheit, seine Ehrlichkeit, die trotz jener diplomatischen Erklärung seiner Lust, zu gehn, noch nicht bezweifelt werden kann. Aber er hat einem Manne, wie Illo, der, nach seiner eignen Schilderung, nur in der Erde finster wühlen, nur das Irdische, Gemeine sehn und das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen mag, einem solchen Manne hat er freie Hand gelassen, ihm die Art und Weise der Ausführung einer an sich schon bedenklichen Sache anvertraut und dadurch dieselbe auf seine eigne Verantwortung genommen. Begeht er also auch kein Verbrechen, so ladet er doch eine Schuld auf sich. Hätte er um die Fälschung gewußt, hätte sie als solche seine Billigung: so müßten wir ihn verachten, verabscheuen, so wäre er überhaupt nicht der tragische Held, ja, nicht Gegenstand der Poesie. Denn er wäre dann gemein und widerlich. Wir hätten dann nicht Furcht seinetwegen, weil wir aus Theilnahme für ihn Furcht unserselbst wegen hätten; wir hätten vielmehr vor ihm Furcht als vor Einem, dem das Gottesgesetz der Lieb' und Treue ein Unbekanntes oder Verhöhntes ist. Wie sollten wir Mitleid mit ihm haben können, sobald er nun für sein Verbrechen Strafe leiden müßte? Nun aber wird er mit Schuld belastet durch seiner Freunde Verbrechen. Sein ist die Schuld; ihnen gehört das Verbrechen. Darum sagen wir in Betreff dieses Illo, Terzky später mit Gordon:

O nicht um diese thut's uns leid. Sie trieb
Ihr schlechtes Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in seine ruh'ge Brust
Den Samen böser Leidenschaft gestreut,
Die mit fluchwürdiger Geschäftigkeit
Die Unglücksfrucht in ihm genährt — Mag sie
Des bösen Dienstes böser Lohn ereilen!

Ihm dagegen bleibt unsre sorgenvolle Theilnahme. Sie wird sogar gesteigert dadurch, daß wir ihn nun auf Grund dieser auf so schlimme Weise zu Stande gebrachten und von ihm selbst für ehrlich erlangt gehaltenen Eidversicherung mit desto größerer Zuversicht seinen Weg verfolgen zu sehen erwarten müssen.

Wohin ihn sein Weg führen werde, das giebt uns noch dieser zweite Theil zu erkennen. Er zeigt uns im fünften Auftritte die Folgen des Betrugs und der Lüge. Die Folgen sind um so erschütternder, als der Betrug ein Doppelbetrug ist, als dieselbe List von dem Feinde benutzt wird zur Verbergung der eigenen List. Denn während Illo die Fälschung veranstaltet, um dem Kaiser zu schaden, unterschreibt des Kaisers Stellvertreter Octavio die gefälschte Schrift, um den Friedländer desto sichrer zu stürzen. Welche Rolle Octavio spielt, das macht uns das Drama durch die Andeutungen Illo's und Terzky's, ganz offenbar aber in Octavio's Gespräch mit Questenberg kund.

Wenn aber auf allen Seiten Lüge waltet, Untreue und Schleichweg:

dann kann's nicht fehlen, daß Verderben hereinbricht und Alles in den Abgrund stürzt. Treue! Treue! Ohne sie ist kein Lebensverhältniß sicher und segenvoll. Wie könnte uns Das schärfer zu Gemüthe geführt werden als durch den Einblick in ein Familienverhältniß? Nirgend tritt der Zwiespalt schmerzlicher zu Tage als in der Familie! Siehe da! Beide Piccolomini, Vater und Sohn, stehen sich im letzten Auftritte unsers zweiten Theils des Drama's gegenüber in all' dem furchtbaren Elend, welches aus der Trennung blutsverwandter, von Natur an einander gewiesener Menschen entsteht, sobald diese Trennung in der Untreue ihren Grund hat. Denn Octavio, von Wallenstein wie ein Bruder gehalten —

> Dreißig Jahre haben sie
> Zusammen ausgelebt und ausgehalten;
> In Einem Feldbett haben sie geschlafen,
> Aus Einem Glas getrunken, Einen Bissen
> Getheilt —

dieser Octavio ersieht sich, da liebevoll vertrauend Friedlands Brust an seiner schlägt, den Vortheil, sticht das Messer dem Vertrauenden listig lauernd, langsam in das Herz. Max aber liebt den Wallenstein wahrhaftig und hat ihn nie getäuscht. Darum muß nun der Vater fürchten — und er spricht diese Furcht aus,

> Er mögt' erleben, daß sein eigner Sohn
> Mit unbedachtsam rasendem Beginnen
> Der Staatskunst mühevolles Werk vernichte.

Max dagegen darf dem Vater eine Frage vorlegen wie diese: Du wärst so falsch gewesen? Er beschuldigt den Vater unwürdigen Betrugs und verwünscht diese Staatskunst und die mühevollen Werke derselben angesichts des eignen Vaters, der mit Bewußtsein und Absicht diese Staatskunst heimlich und schleichend geübt und mit unendlicher Mühe die Werke derselben zu Stande zu bringen gesucht hat.

Ja, dieses mühevolle Werk der Staatskunst, was ist's denn nun eigentlich damit? Was will diese Staatskunst, diese Diplomatie denn erreichen?

Da dieser zweite Theil des Drama's den Conflict der handelnden Factoren zeigt, um in die Verschürzung des Knotens uns und unsre Theilnahme mit hineinzuziehen, so muß auch die Ursach, um die sich's denn vom tiefsten Grunde aus handelt, uns auf's Klarste vor Augen gelegt werden. Und das thut der Dichter in dem Auftritte, da die Hauptpersonen sich Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen (in II, 7). Hier sagt Wallenstein, indem er die unter der Maske der Diplomatie versteckten Beweggründe des kaiserlichen Verfahrens beim rechten Namen nennt, Folgendes: Der Kaiser ist's müde, die Macht in meiner Hand zu sehn — der Kaiser will mich gern bei Seite werfen, um unter diesem oder jenem Anscheine die Macht in seine eigne Hand zurückzunehmen — er will mich schwächen, entbehrlich machen, um auch über mich unbedingte Macht üben zu können — den Kaiser drückt das Pactum, das er mit mir gemacht, wodurch er mir ein Recht zugestanden hat vor aller Welt.

Daraus geht hervor: der Kaiser will, daß das Recht, welches Wallenstein hat, nicht mehr Recht sei; vielmehr soll das Recht, das der Kaiser nicht hat, als Recht für ihn gelten. Indem nämlich der Kaiser, aus was immer für Gründen, mit dem Friedländer jenen Vertrag, also überhaupt einen Vertrag macht, hat er diesen Friedländer für einen freien Mann und für Seinesgleichen erklärt. Denn nur Freie und Gleiche können einen Vertrag schließen und Rechte für sich gewinnen. Dadurch ist Wallenstein seiner Unterthansstellung enthoben, während der Kaiser seiner Oberherrlichkeit entkleidet ist. So stehen beide Theile auf wahrhaft menschlichem, auf rein menschlichem Boden. Aber Ferdinand II., der König von Deutschland und Kaiser des heiligen Römischen Reiches, er auf reinmenschlichem Boden?! Unerhört und unerträglich! Ist denn nicht die Kaiser- und Königswürde ein Göttliches, eine Wundergabe, ein Gnadengeschenk für die Auserkornen, welches diese Auerkornen in die Sphäre der Transscendentalität verzückt und entrückt, wohin kein Menschliches reicht? Und der Kaiser sollte des Menschen Wallenstein Gleicher — dieser Wallenstein sollte dem Kaiser gegenüber ein Freier sein können? sein müssen? sein müssen, weil mit ihm der Kaiser ein Pactum, einen Vertrag geschlossen hat? Der Kaiser hat ja als gesalbtes Haupt ein überirdisches Recht, Wallenstein als Vertragsmitglied hat nur ein rechtliches Recht; der Kaiser hat als Erbe der Kaiserwürde ein seit Karls des Großen Zeit herübergekommenes, durch lange Gewohnheit zum Glaubensartikel gewordenes — Recht, Wallenstein hat sein Recht erst seit dem Schlusse des Pactums, also etwa zwei Jahre lang erst, ein äußerst junges Recht. Freilich ist's von dem überirdischen Kaiser selber als gültig bekräftigt, und alle Welt d. h. alle Menschen, Menschen, die doch dem überirdischen Kaiser unentbehrlich sind, glauben daran, als wäre es wirklich auch ein überirdisches Recht. Und von diesem seinem Rechte will Wallenstein nicht weichen. Er soll aber weichen.

So ist also in der That der Conflict kein andrer als ein Conflict zwischen Recht und Recht, zwischen altem Recht und jungem Recht, zwischen dem Rechte des Wunders und dem Rechte des gegenseitigen menschlichen Vertrages. Da aber das Wunder dem Gebiete der Kirche, der Vertrag dem Gebiete der Völkergemeinschaftlichkeit und des Staatswesens angehört, so ist's weiterhin ein Conflict zwischen kirchlichem und zwischen Völker- oder Staatenrecht und somit recht eigentlich ein Streit, der seinen Ursprung genau in dem Wesen der Reformation hat. Dieser Kampf des Reformationswesens, da sich's entscheiden soll überhaupt und insbesondere in den staatlichen Verhältnissen des großen deutschen Volks, ob das althergebrachte, ererbte, das historische Recht Geltung behalten dürfe und solle gegen das durch das Evangelium Jesu Christi proclamirte und durch die Reformatoren nur wieder an's Licht gezogene, also im Grunde doch noch viel ältere und historischere, vernünftig-menschliche Recht: dieser Kampf ist's, dessen Fäden in diesem zweiten Theil unsers Drama's geschürzt werden. Protestantismus gegen Katholicismus! Katholicismus wider Protestantismus! Der katholische Kaiser hat das Wunder und die Heiligkeit

des grauen Altseins für sich, ist also dem rein Menschlichen nicht Rechnung schuldig und beschreitet den Weg des Ueber- d. h. Unmenschlichen in Schlauheit, Heimlichkeit, Ueberwachung, Betrug und Lüge, einen Weg, der, weil er das Unmenschliche hegt, zur Grausamkeit, zum Meuchelmorde führt. Wallenstein, in seiner Opposition gegen den katholischen Kaiser und in seinem Hasse gegen die Jesuiten und Pfaffen so wie durch seine Zuversicht, daß bei der „Erfüllung der Zeiten nur der lutherische Glaube bleiben werde", als Repräsentant des Protestantismus zur Genüge kenntlich gemacht, will sein rechtliches Recht, ein Recht, das nicht durch die specifisch kirchliche Sanction sondern überhaupt, also menschliches Recht ist. Allein — und so berühren wir den faulen Fleck der ganzen Reformationsoperation — er stützt seine Rechtsforderung nicht darauf, daß er das Recht als solches fordert, weil es eben das Recht ist, sondern darauf, daß er durch das Walten des Schicksals und vermöge der Verkündigung der Sterne „ein begünstigt und befreites Wesen" ist, ein Joviskind. Also auch er stellt sich auf den Boden des Wunders, der Transscendentalität. — In dieser seiner Wunderbarkeit „sorgt er im Feld, seine Tochter groß zu machen,

das höchste Irdische ihr zu erfechten;"

hofft er, daß seines Glückes Erbe in einer stolzen Linie von Fürsten sein schnell verlöschtes Dasein weiter leite; will er ein königliches Diadem um diese schöne Stirne flechten. Mit einem Worte: er will König von Böhmen werden. Reichsfürstlich sich erweisend, will er würdig sich bei des Reiches Fürsten niedersetzen und „des Reiches Schirmer" sein. Bisher war der Kaiser Schirmer des Reiches. Folglich will Wallenstein das bisherige Ansehen der Kaiserwürde schwächen oder vielmehr als vorwaltendes, bevorrechtendes Princip austilgen; es sollen (wie Octavio zu Max sagt) alle Theile zufriedengestellt, d. h. der absoluten Gewalt des Kaisers entzogen werden, einer Gewalt, die den Frieden hindert, weil sie durch den Krieg, den sie nun wieder mit Glück durch Wallensteins Waffen zu führen hofft, alle Kräfte Deutschlands unter ihre Botmäßigkeit bringen will. Allein auf Grund seiner Joviskindschaft ficht Wallenstein von vorn herein mit gebrochenem Schwerdt. Dazu berechtigt ihn sein Pactum nicht.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß es drei Motive sind, welche Wallensteins Verhalten dem Kaiser gegenüber bestimmen. Erstlich: das Motiv des Aberglaubens, vermöge dessen er sich wunderbar zu höchsten Dingen berufen hält. In diesem Puncte steht er mit dem Kaiser auf gleichem Boden, da der Kaiser seine exclusive Würde auch nicht anders als durch die wunderbare Begnadigung zu rechtfertigen weiß. Derselbe Punkt ist's, den die protestantischen Fürsten und Geistlichen der Reformationszeit sich dem Volke gegenüber reservirten, als sie sich vom Papste und dem Kaiser, der natürlich nur als katholisch gedacht werden kann, trennten. Mit diesem Puncte reservirten sie all' die Unklarheit, Widernatürlichkeit und Un-Menschlichkeit, aus welcher das Volk sich späterhin durch fernere Reformationsversuche, welche den Titel Revolution bekamen, herauszuretten bestrebt war. Zweitens: das Motiv des Patriotismus, vermöge dessen Jeder (d. h. hier freilich bloß: jeder deutsche Fürst) zufrieden-

gestellt und der Willkür und Eroberungssucht des nach Absolutheit strebenden Kaisers entzogen werden sollte. Wir wissen ja, daß die Reformation Luthers einen wesentlich politischen Auslauf gewann, nämlich den, daß die einzelnen deutschen Fürsten souveräne Herren in ihren Landen warden, daß das kaiserliche Ansehen als solches mehr und mehr schwand und das liebe heilige Römische Reich in der That „Römisch Arm" heißen konnte: eine Erscheinung, welche der Westphälische Friede zur Thatsache machte, verbriefte und besiegelte. Drittens: das Motiv des Ehrgeizes, vermöge dessen Wallenstein als ein Mann, der nicht im Purpur geboren war, sich den königlichen Purpur erwerben will, den Purpur, der ihn dem Kaiser gleich macht. Wiederum tritt uns hier die Unklarheit und Halbheit des Reformationswesens zu Tage. Die Fürsten machten sich frei von der Obmacht des Kaisers, um selbstständige Herren zu werden. Aber sie hüteten sich wohl, irgend wen, der nicht fürstlich geboren war, als ebenbürtig anzuerkennen. Darum wie sehr sie auch gegen den Kaiser operiren mogten, ebenso sehr operirten sie gegen Wallenstein, setzten seine erste Absetzung durch, hetzten ihn endlich zu Tode, weil er sich in ihr altes exclusives Recht eindrängen wollte.

Diese Motive verdienen auch in ästhetischer oder künstlerischer Hinsicht schärfste Beachtung. Denn sie sind es, wodurch der Dichter die ganze Handlungsweise und den Ausgang seines tragischen Helden, folglich die ganze Anlage und Durchführung seines Kunstwerks motivirt. Träten nämlich diese drei Motive abgesondert von einander, jedes auf sich selbst ruhend zu Tage, so fehlte dem Character des Helden, es fehlte dem ganzen Kunstwerke die nöthige Einheit, ja, es wäre bei all' seiner sonstigen Herrlichkeit kein Kunstwerk mehr. Wir würden den Helden wegen seines Aberglaubens höchstens bedauern, wegen seines Ehrgeizes verurtheilen, in Betreff seines etwanigen Patriotismus beargwöhnen. Von Theilnahme für seine Person und sein Streben, von Furcht für ihn und Besorgniß wegen seines eigenen und unseres, der Theilnehmenden, Heils, von Mitleid für den Unglücklichen könnte keine Rede sein; ein klares Urtheil über ihn einerseits und seine Feinde andererseits, eine Läuterung unserer eigenen Gemüthsregungen und Leidenschaften durch die Anschauung seines Schicksals könnte nicht erfolgen. Indessen diese drei Motive sind in der That nur einsunddasselbe und verhalten sich lediglich wie Theorie und Praxis, wie Ursach und Wirkung zu einander. Hören wir, was Wallenstein den Deputirten der Kürassire sagt!

Oestreich will keinen Frieden,
Es will nur wachsen stets und Land gewinnen . . . . .
Papist und Lutheraner! Keiner will
Dem Andern weichen! Jede Hand ist wider
Die andre! Alles ist Partei und nirgends
Kein Richter! Sagt, wo soll das enden? Wer
Den Knäul entwirren, der, sich endlos selbst
Vermehrend, wächst? — Er muß zerhauen werden . . . . .
Ich fühls, daß ich der Mann des Schicksals bin.

Mir ist's allein um's Ganze. Seht! Ich hab'
Ein Herz; der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich. —

Durch Glaubensfanatismus und Despotismus hat der Kaiser unendliches Wehe über Deutschland gebracht. Das muß anders werden! Dies Gefühl ist zur Zeit, von der hier die Rede ist, also um 1634 herum, jedes Deutschen Gefühl. Jeder rechtschaffen und edel menschlich Denkende hegt dasselbe und mögte den Zustand ändern. Hat er Kraft und Macht dies herbeizuführen und das Wie der Ausführung zu bewerkstelligen? Siehe da! Wallenstein spüret in sich die Kraft und hat auch äußerlich Macht und Gelegenheit genug, dieser Kraft Nachdruck und Erfolge zu verschaffen: er ist berufen dazu, er ist zu dem Zwecke „befreit“ von allen den Bedingungen, durch welche sich Andere, welche seine Absicht theilen, gefesselt fühlen. Will er's aber durchsetzen, so muß er nothwendig die absolute Macht des Kaisers (seines Sultans, wie die Gräfin sich ausdrückt) brechen, um durch dies Mittel den Zweck seines Patriotismus zu erreichen, das Heil des deutschen Volkes. Soll indessen das Heil wirklich Heil, d. h. andauernd und beständig sein, so muß er auch künftig ein vollgültiges Recht haben, über die weiteren Veranstaltungen zu Deutschlands Heile frei und mit Nachdruck, als Gleicher unter Gleichen, mitreden zu dürfen. Darum muß er auf Deutschlands Fürstenbank wie ebenbürtig, gleichberechtigt sitzen. Ja, er muß, um durchgreifen zu können, einen wichtigen Rang unter den Fürsten haben. Nun, dieser Rang, dieser Platz bot sich ja wie von selber dar in dem Königreiche Böhmen, in welchem er so viel Grundbesitz hatte, daß dieser allein schon für ein Königreich gelten konnte, sobald nur Name und Titel dazu trat.

So fallen die drei Motive als Eins zusammen. Dies Eine heißt: Deutschlands Heil! Dies kann nur erwachsen durch den Kampf der alten Ordnung mit einer neuen Ordnung der Dinge. Daher in unserem Drama so viel von dieser alten Ordnung die Rede ist und sein muß. Bestehen aber kann dies Heil nur durch Einigkeit und Treue. Die Einigkeit kann unter den obwaltenden Umständen nur mit Gewalt herbeigeführt, der Kaiser muß zum Frieden und zur Befriedigung aller Theile gezwungen werden. Dadurch löset sich das alte, durch Alter ehrwürdig gewordene Verhältniß auf. Daher so viel Zögerung bei Wallenstein, ob er Gewalt anwenden soll. Ja, er muß, um sich sicher zu setzen, fremde Hülfe herbeiziehen, die Hülfe der Schweden. Daher um so peinlicher sein Zögern, weil diese in dem zu befreienden Lande sich festsetzen könnten. Spiegelt sich aber nicht eben darin das ganze Gebaren der protestantischen Fürsten, dem Kaiser gegenüber, ab, die zwar nicht katholisch bleiben, aber doch mit dem gesalbten Haupte des Kaisers es nicht verderben wollten? riefen nicht diese protestantischen Fürsten erst den Dänen und dann den Schweden herbei? und meinten sie's mit dieser Verbindung dann ehrlich und treu? Denn die Treue ist's nun am Ende, was jegliches Heil erst sicher stellt. Und hier, hier liegt's! Meint es Wallenstein mit den Schweden redlich und treu? Gewiß nicht. Meint er's mit seinen Officieren

treu? Wohl meint er's mit ihnen treu. Aber, um ihrer Treue sicher zu sein, läßt er zu, daß seine Werkzeuge ein Verbrechen begehen, und ladet eine Schuld auf sich. Kann aber der Schuldige der Repräsentant des Gotteswillens sein? Kann Gott, nämlich der allein wahre Gott, sein Werk treiben durch einen Schuldigen und diesen durch das Gelingen des Werkes belohnen? Mit nichten! Darum geht Wallenstein unter! Kann Gott den Gegner des Schuldigen rechtfertigen und schirmen, wenn derselbe auch schuldig ist und von Redlichkeit, Lieb' und Treue nichts weiß? Gewiß nicht! Darum geht auch dieser wenigstens moralisch zu Grunde. Der Wundergott des katholischen Kaisers sowohl als der Schicksalsgott des protestantischen Friedländers, sie müssen fallen vor dem allein wahren, dem ewigen Gott!

Und so ginge denn Alles zu Grunde? Wir dürften mit Süvern sagen: „des Schicksals eiserne Gewalt, fürchterlich den Mann umstrickend, der sie zuerst gereizt, auf die zurückfallend, welche ihr dienten, und zermalmend Alles, was sich ihnen näherte: dies ist das Thema des Wallenstein!"?

Nein, das dürfen wir nicht sagen. Denn von „des Schicksals eiserner Gewalt" ist in unserem dramatischen Gedichte gar nicht, ebensowenig wie von einem Kampfe des Helden gegen das Schicksal die Rede. Das in unserem Gedicht waltende Schicksal ist Wallensteins guter Freund und verläßt ihn nicht bis an's Ende. Es züchtigt ihn bloß für seinen Uebermuth und für den Ungehorsam seines Zögerns. Denn es ist im Grunde nichts anderes als das in Transscendentalität gerückte und personificirte Bewußtsein Wallensteins von seiner eigenen Kraft und seinen Hoffnungen; welche Transscendentalität an den realistischen Gewalten der Erde sich brechen und zu Falle kommen muß. Mit seinem Schicksal im Bunde kämpft er einen allerdings niederschlagenden, beschämenden, innerlich vernichtenden Kampf gegen die bösen Mächte, gegen die Schadenstifter, d. h. gegen seine Gegenpartei. Allein kaum hat er später seine Aechtung erfahren und durch diese Aechtung die Befreiung von jeglicher Rücksicht der Moralität gegen den Kaiser gewonnen: so ist er der Gunst seines Schicksals und des siegreichen Beistandes dieses seines steten Bundesgenossen so sicher, daß er nun gerade erst als ein von jeglicher Verpflichtung befreiter Mann seinen Weg zu hohem Ziele zu beschreiten versichert ist. Ueberdies, daß Wallenstein stirbt, daß die Gräfin stirbt, daß Max und Thekla sterben — ist denn das leibliche Sterben das Zeichen der zermalmenden Hand des Schicksals? Dann wäre der Tod eine Strafe! Das glaubt nicht einmal Homer, nicht Aeschylus, nicht Sophokles, diese ernsten und hehren Propheten des antiken „eisernen" Schicksals. Und natürlich! Denn, wenn sie durch Schicksalsschluß den Tod eines Menschen nach Zeit und Art vorher bestimmt sein lassen: wie kann etwas Vorher-bestimmtes ein Strafe sein? Und was hätten denn Max und Thekla so Schlimmes gethan, daß sie bestraft werden müßten? Wer soll sie denn auch strafen? Etwa dieses Schicksal, das bloß in der Phantasie Wallensteins existirt? Dieses Schicksal geht ja mit dem Helden zugleich selber zu Grunde. — Nein, nicht Alles geht zu Grunde! Es bleibet der ewige Gott,

der den gefallenen Wallenstein nach der Buße seines Unrechts wieder aufrichtet, ihm alle höchsten Hoffnungen wiedergiebt, und ihn dann plötzlich den irdischen Verhältnissen entrückt, weil so, wie der Held sich's gedacht hatte, das Heil der Menschheit nicht gewährleistet war. Es bleiben Liebe und Treue und legen bloß das irdische Gewand ab, in welchem sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu vollster Wirksamkeit gelangen konnten. Es bleibt unser Mitleid für den Helden, der nur darum leidet, weil er es nicht verschmäht, dieselben Mittel gegen seine Feinde zu gebrauchen, welche diese gegen ihn anwenden, und weil er bei all' seiner vermeintlichen Staatskunst doch im Grunde nur zu ehrlich und sittlich groß ist. Es bleibt unsere Hoffnung auf Deutschlands Heil!

Betrachten wir freilich diesen zweiten Theil des Drama's, diese beiden Piccolomini, als ein für sich bestehendes, auf sich selbst ruhendes Kunstwerk: so hinterläßt diese Darstellung der Folgen des Hasses und Betrugs nur eine tiefe Erschütterung, die kaum dadurch Beruhigung und Versöhnung erfährt, daß wir sehen: Haß und Betrug muß untergehen, und selbst der Sohn reißt sich vom falschen Vater los. Immer aber müßten wir hinzufügen, daß dieser Sohn nicht glücklich dabei sein kann, so daß der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden muß. Allerdings eine traurige Wahrheit hienieden! Aber das brauchte uns nicht erst der Dichter zu sagen, wenn er nicht zugleich uns Ausgleichung gewähren kann.

Diese Ausgleichung bietet uns das Gedicht im dritten Theil, in Wallensteins Tod, während es uns am Schlusse der Piccolomini auf den Gipfel der Furcht treibt. Denn wir erkennen aus den Erklärungen, welche Octavio seinem Sohne giebt, daß die kaiserliche Partei bereits in der Art gegen Wallenstein vorschreitet, als wäre derselbe zweifellos ein Empörer und Verräther, daß es also nur der einfachsten Thatsache bedarf, die dem Argwohne den Schein der Begründung bietet, um Wallenstein zu stürzen. Andrerseits wissen wir, daß Wallenstein die Petitionen des Heeres sowohl als die unbedingte Ergebenheitsversicherung der Generale und Obersten bekommt. Seine bekannte „kühn umgreifende Gemüthsart" nöthigt uns nach Dem, was wir von seinen hochstrebenden Plänen schon ahnen müssen, die Besorgniß auf, daß das Bewußtsein seiner Macht ihn zum Uebermuth treiben und am Uebermuthe werde an den Abgrund gerathen lassen. Wenn solch ein Mann stürzt, so müssen wir freilich fürchten, daß ihm Alles nachstürzen werde. Das kann nicht gut endigen (so sagen wir mit Max); und mag sich's entscheiden, wie es will, wir sehen ahnend die unglückselige Entwicklung nahen.

> Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
> Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen.
> Er wird uns alle, die wir an sein Glück
> Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.

3. Der zweite Tag der dramatischen Handlung. Wallenstein ist des Heeres, ist seiner Generale und Obersten sicher. Im vollen Bewußtsein seiner

Macht kann er nun dem Kaiser entschieden gegenüber treten, auf sein Recht sich berufen und Zwang üben zur Realisirung seiner Pläne. Nicht länger braucht er zu zögern. Der Augenblick, welcher Erfolg verspricht, ist da. Und siehe! da hat sich denn auch endlich die große Drei verhängnißvoll zusammengestellt,

Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen.

Auf diese Weise bestätigen sich denn die Worte Illo's: „und steht's nur erst hierunten glücklich: gebet Acht, so werden auch die rechten Sterne scheinen". Wenn daher irgend aus einer Stelle des Drama's, so ist es aus dieser ersten Scene des dritten Theils derselben ersichtlich, daß die hier auf's Innigste mit der Sternenkunst verknüpfte Schicksalsidee mit jener antiken Schicksalsidee der Griechen wenig oder nichts gemein hat. Das wenige Gemeinschaftliche besteht in Dem, worin die antike Gottesanschauung mit jeder andern aller Völker und Zeiten übereinstimmt, daß nämlich das Walten und Wollen der Gottheit nie ganz deutlich und klar gewußt werden könne, daß der Mensch einer gewissen Nothwendigkeit und Unbedingtheit in der Natur der Dinge sich zu unterwerfen habe, und daß, wer sich unbesonnen und übermüthig auf sich selbst stützen will, dieser Nothwendigkeit verfalle und unterliegen müsse. Diesem Schicksal verfällt denn allerdings auch Wallenstein. Denn er hat nicht gethan, was sein Schicksal ihm längst gesagt hat. Er hat vielmehr immer gezögert und gezögert. Und als nun der glückliche Aspect eingetreten ist, da — zögert er ferner und verliert die Frucht seiner Mühen. Darüber darf er indessen den Sternen oder dem Schicksale nicht den geringsten Vorwurf machen. Er thut's auch nicht. Denn er hat ja die glückliche Sternenstunde vorhergewußt. Er müßte doch ein schlechter Sternenkünstler sein, wenn er die ersehnte Constellation nach der Zeit ihres Eintrittes nicht vorher sollte ausgerechnet haben! Und das hat er ja wirklich. Denn weil er weiß, daß sie eintreten werde, müsse, der Wissenschaft gemäß, so hat er gerade diese Nacht zum observiren und operiren angesetzt. Terzky erzählt's ja noch vor der Bankettscene dem Illo und uns:

Ja, wißt ihr,
Daß er sich in der Nacht, die jetzo kommt,
Im astrolog'schen Thurme mit dem Doctor
Einschließen wird und mit ihm observiren?
Denn es soll eine wicht'ge Nacht sein, hör' ich,
Und etwas Großes, Lang' erwartetes
Am Himmel vorgehn.

Es ist geradezu, als ob Wallenstein die Sterne nur deshalb befragte, um zu erfahren, ob sie zu seinen Beschlüssen wohl ja sagen werden. Und es versteht sich denn freilich von selbst, daß sie ja sagen, da die Bejahung vorher ausgerechnet war. Trotz alledem ist's für den Helden ein „glückseliger Aspekt".

Im Moment ist sein Muth überschwänglich, ist er völlig gewordener Uebermuth. Daher: „Jetzt muß gehandelt werden, schleunig!" Wallenstein ist auf der Höhe seiner Bestimmung. Klar und fest steht nun vor ihm, was er will. Was er früher phantasirte, ist nun Entschluß geworden, muß also That werden, sich zur Realität gestalten, in handgreifliche Wirklichkeit sich kleiden. Das heißt: er muß das Heer nun gegen den Kaiser führen, muß sich den Rücken decken durch Abschluß des Bündnisses mit den Schweden und dann — glückseliger Aspect! — dann kann's ja nicht fehlen.

Es ist dies also der Moment, da der langgehegte Gedanke zur That werden muß. Von seiner Berufung und Kraft zu dieser That ist Wallenstein überzeugt. Von der Rechtsmäßigkeit dieser That ist er überzeugt. An dem glücklichen Erfolge seiner That braucht er nicht zu zweifeln, wenn er nur rasch handelt — — und nun?

Wallenstein zögert und fällt! Warum denn zögert Wallenstein? Was ist der eigentliche Grund seines Falles?

Der Gedanke, welcher dem ganzen Drama zum Grunde liegt, ist der Gedanke „Treue". Daß Wallenstein bis zum Regensburger Tage hin dem Kaiser Ferdinand ein treuer Freund, daß das Verhältniß seiner Familie zu dem Kaiserhause ein höchst freundliches war, geht außer aus andern uns bereits bekannten Zügen besonders aus Dem hervor, was (P. II, 2) die Herzogin dem Friedländer mittheilt. Wenn Schiller jene historische Thatsache, daß Wallenstein 1618 alle noch so verführerischen Anerbietungen der aufständischen Böhmen von der Hand wies, um dem Kaiser zu dienen, hätte benutzen wollen, so wäre ein gewichtiger realer Beweis der Treue des Friedländers gewonnen gewesen. Der Dichter hat es indessen vorgezogen, den Gedanken der Treue als Gewissensinhalt zu einem Entscheidungsmoment in das Gemüth des Helden zu verlegen und überhaupt unsere Stimmung für den Helden mehr durch rein poetische als durch materielle Momente zu motiviren. Bei dieser Treue für den Kaiser ärgert sich aber der Friedländer über den Umstand, daß des Kaisers Sicherheit auf dem Baiernherzoge ruht, daß dieser Herzog von Baiern als des Reiches Schirmer dasteht. Nahe genug rückt ihm dadurch der Gedanke, daß er selbst ebensogut des Kaisers Schutz, des Reiches Schirmer sein könne. Dies wirklich zu sein, gelingt ihm in seiner ersten Berufung zum kaiserlichen Feldhauptmann. Als solcher ist er dem Kaiser nur allzutreu. Aber statt der Anerkennung seiner Treue erleidet er Absetzung, Absetzung auf Betrieb gerade jenes Baiern, von dessen demüthigender Vormundschaft er den Kaiser befreit hat. Der Kaiser ist also ihm, dem Helfer und Freunde, untreu geworden. Nichts destoweniger trägt Wallenstein die goldene Kette, des Kaisers erste Gunst, bis zu seinem Todestage. Trotz aller Gaukelbilder von königlichen Hoffnungen; trotz aller jener so gefährlich scheinenden Anstalten, vermöge deren er es dem undankbaren Kaiser recht scharf zu Gemüthe führen will, „was ein Mann kann werth sein;" trotz all' dieses Gebarens, wodurch er's dem Kaiser recht fühlbar machen will, was es heiße, einen solchen Freund

undankbar so schmerzlich zu kränken: trotz alledem bewahret er im tiefen Grunde seines Wesens jene Treue, an die er sich so viele Jahre hindurch gleichsam gewöhnt hat. Die phantastischen Geschichten, durch deren Ausführung er den Kaiser für dessen Undankbarkeit zu züchtigen sich vorstellt: sie zerfallen in Nichts, sobald sich's nun darum handelt, sie zu realer Wirklichkeit zu gestalten, also wirklich und thatsächlich untreu zu werden. Die alte, durch alle Racheluft nicht ganz ausgerottete Treue erwacht im Momente des bittern Ernstes und wehret von Thaten ab, die nun als Frevel erscheinen. Daher das Zögern! Daher dies: ich will es lieber doch nicht thun! Daher alle diese Vorhaltungen zur Abhaltung vom letzten Schritt! Daher diese innere Reue dem Max gegenüber, als denn nun doch der Schritt gethan ist. Wie sollte er auch sonst den Octavio, dessen ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an den Kaiser ihm bekannt, von dem ihm bekannt ist, daß er einen großen Stein im Bret hat bei des Kaisers und Königs Majestät: wie sollte er dem haben so zugethan sein und bleiben können, wenn er nicht selbst im Hintergrunde seines Herzens noch für den Kaiser etwas empfände. Er ist trotz aller Weisheit von Neu- und Bessergestaltung der Dinge doch im Grunde selbst Einer von Denen, für welche das Jahr eine heiligende Kraft übt, denen, was grau vor Alter ist, für göttlich gilt, und die sich scheuen, an den würdig alten Hausrath zu rühren. Der unsichtbare Feind, den er fürchtet, ist in der That in ihm selber; in der That ist sein Zweifel sein Maleficus. Dieser Zweifel fließt aber aus ehrenwerther Quelle; wir müssen um seines Zögerns willen ihn achten. Denn sein Zögern ruht auf sittlichem Grunde, ist ihm Gewissenssache, ist Ehrlichkeit. Aber mit Ehrlichkeit hat die Staatskunst, die Diplomatie, nichts gemein. Im 30jährigen Kriege hat gegen Diplomatie die gleiche Diplomatie zu kämpfen. Ist denn nicht der Westphälische Friede ein wahres Kunststück von Diplomatie? Aber durch Ehrlichkeit wird die Diplomatie schwach. Die Ehrlichkeit erregt Bedenken und veranlaßt eine Schwäche, die nun die Kraft zur That bricht und das Ziel verfehlen läßt. Es nimmt aber dem Helden das Wesen eines Charakters, d. h. eines vorzugsweise so genannten Characters, daß er — ehrlich ist.

Das wäre ja aber ein bitterer Vorwurf für unseren Dichter! Wie kann damit jener Ausspruch Göthe's „dieses Drama (nämlich Wallenstein) ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Male nicht etwas Aehnliches entstanden ist" — wie kann dieser Ausspruch damit bestehen? Soll denn nicht der Dichter und der tragische Dichter besonders uns Charactere vor Augen stellen? Ganz gewiß! Aber nicht nur idealistische, zurechtgemachte, unmenschliche, sondern Charactere, wie sie eben in ihrer eigenen Haut, unter ihren besonderen Lebensverhältnissen Charactere sind. Wallenstein aber ist nun gerade — ein Deutscher! Dieser Umstand, daß er ein Deutscher ist, ist zugleich sein Lob und sein Unglück. Wir hätten, um den Grund seines Zögerns zu bezeichnen, einfach sagen können: er zögert, weil er ein Deutscher ist. Er zögert aus Ehrlichkeit, wegen der Gewissensmahnungen an die Treue; das loben wir — durch sein

Zögern verliert er seinen Zweck und fällt in die Mörderhände der Feinde; das ist sein Unglück. Und das ist noch immerdar die Consequenz des deutschen Characters gewesen. Hätte Schiller ihn anders erscheinen lassen, so hätte er sowohl gegen die Wahrheit der Geschichte als auch gegen die Wahrheit der Poesie, die es hier gerade mit einem Deutschen, mit einem Repräsentanten insbesondere des protestantischen Deutschthums zu thun hat, einen harten Verstoß gemacht. Wallensteins hohe Sittlichkeit widerstrebt den Eingebungen seines Glaubens. Sein Gott ist kein sittlicher Gott. Der Gott, dem er dient, ist kein Gott der Treue, Lieb' und Gnade. Seine Religion steht im Widerspruch mit seiner Sittlichkeit. Daher sein Zögern, sein Schwanken, sein Gegensatz zwischen Gedanken und That, seine Hamlet-Natur! Ist denn Shakspeare's Hamlet kein Character? Und warum ist denn gerade der Hamlet von allen Shakspeare'schen Dramen uns lieben Deutschen das liebste? Vermöge seiner Ehrlichkeit widerstrebt Wallenstein unwillkürlich den Bestimmungen seines Sterngottes, widerstrebt seine reine Menschennatur jener transscendentalen Wundersamkeit eines „begünstigten und befreiten Wesens". So ist er in sich selbst entzwei und muß zu Grunde gehen.

Und wie Wallenstein zögert, weil er erstens ein Deutscher ist, so zögert er auch noch darum, weil er zweitens ein Deutscher ist. Denn er weiß recht gut, daß er, um Deutschland vor der allgemein schmerzlich empfundenen Tyrannei und Ländergier des Kaisers zu schützen und es selbst frei und groß zu machen, sich zur Deckung des eigenen Rückens mit den Schweden verbinden muß. Jeder rechtliche Mann nun sagt: der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Wallenstein selbst hat vielfach bewiesen, daß er ein solcher rechtlich denkender Mann ist. Sobald aber nur davon die Rede ist, daß die helfenden Schweden belohnt werden wollen und müssen: alsbald ist er ein Deutscher. „Diese Gothen, diese Hungerleider, sie soll'n ihm beistehn in seinen Planen und dennoch — nichts dabei zu fischen haben:" das ist seine deutsche Antwort. Wie sehr wir nun auch mit ihm in Betreff dessen, was er für Deutschlands Wohl und Heil thun will, sympathisiren mögen: so müssen wir doch einräumen, daß sein Patriotismus aus jenem bornirten National — nicht Nationalstolz sondern Nationalhochmuth fließt, der das deutsche Volk zwar als ein exclusiv herrliches hinzustellen die Absicht und Meinung hat, während er dasselbe der Wahrheit nach doch nur zu einer Race erniedrigt, welcher zu dem, was man Menschlichkeit, menschlichen Character nennt, gerade das Wichtigste und Höchste fehlt, nämlich die wahrhafte Liebe und Treue, die den Menschen als Menschen würdigt. Aus Patriotismus kann er kein Kosmopolit, als Deutscher kann er kein Mensch sein. Wie daher sein Glaube durch seine Sittlichkeit um die erfolgreiche Wirksamkeit gebracht wird, so wird die Kraft seiner Sittlichkeit durch seinen Patriotismus, durch sein specifisches Deutschthum gebrochen. Durch solchen Widerspruch in ihm selber ist er als Held schon gestürzt, noch ehe von außen her der Angriff erfolgt ist. Aufgerichtet steht er erst wieder da, nachdem er geächtet, nachdem durch die Aechtung von Seiten des Kaisers das

sittliche Band, das beide verknüpfte und den Friedländer gefesselt hielt, gelöst worden ist. Da ist er in Wirklichkeit der auf sich selbst ruhende, klare, sichre Held, der er früher in seiner Phantasie war, und als noch keine Collision der Pflichten ihn wirr machte. Er hat aufgehört, ein Deutscher zu sein; denn Deuschland hat ihn von sich gestoßen, geächtet. Freilich leider! da muß er dann auch froh sein, daß er die Schweden hat, da muß er bei diesen „Hungerleidern" Rettung seiner Person und Unterkunft suchen; und das mag ihm die bitterste Strafe für seine Unentschiedenheit und Einseitigkeit sein.

So ist denn allerdings Wallenstein während der drei Tage der dramatischen Action ein Held, an dem nichts zu bewundern ist. — Aber dennoch fürchten wir für ihn mit innigster Theilnahme und bemitleiden sein Loos, als wär' es unser eigenes Loos. O, wenn es das Wesen der Tragödie ist, durch Furcht und Mitleiden die Leidenschaften zu läutern: welches dramatische Gedicht könnte jemals diese Wirkung mächtiger hervorbringen als eben dieser Schiller's Wallenstein?

So zögert Wallenstein gerade in dem Moment, in welchem sein Schicksal ihm Glück verheißt, in welchem also er sich zum Kampfe gegen den Kaiser entscheiden, den Kampf kräftig beginnen muß. Ehrlichkeit und nationale Liebe zum deutschen Vaterlande hat dies Zögern bewirkt; an beidem kommt er zu Falle. Durch Beides kommt er nämlich nun in Collision mit seinem Schicksal, welches ihm die Wege gebahnt, ihm in den Petitionen des Heeres und den eidlichen Versicherungen der Officiere die Macht in die Hände gegeben hat, um den undankbaren Kaiser zu züchtigen, Deutschland zu retten, Alle politisch und kirchlich zu befriedigen und Böhmens ihm verheißenen Thron zu besteigen. Alles hat das Schicksal ihm zubereitet. Und nun im Augenblicke, da das Schicksal durch den „glückseligen Aspect" ihn auffordert, vorzuschreiten: da steht er und sagt: ich will es lieber doch nicht thun! Solches Gebaren kann sich das Schicksal nicht gefallen lassen. Wie lieb es auch seinen Schützling habe: dafür muß er bestraft werden.

Ehe indessen das Schicksal ihn straft, macht es noch Versuche, ihn auf den angewiesenen Weg zu treiben. Erstens läßt's den Sesina gefangen werden. Durch des Weichlings Aussagen erfährt der Kaiser alle Verhandlungen Wallensteins mit den Schweden und Sachsen und überzeugt sich von der Untreue seines Feldherrn, der nun einestheils nicht mehr zurück kann und anderntheils in seinem Heere doch immer nur momentane Sicherheit hat. Wallenstein muß also, um sich zu erhalten, sogleich losschlagen. Das sieht er ein. „Jetzt, jetzt, da die Macht noch mein ist, müßt's geschehn", sagt er selber. Er erkennt: bahnlos liegt's hinter mir; und eine Mauer aus meinen eignen Werken baut sich auf, die mir die Umkehr thürmend hemmt." Also vorwärts! sagt das Schicksal und schickt ihm den schwedischen Oberst Wrangel zu, damit sogleich Alles abgeschlossen werden und der Kampf mit dem Kaiser beginnen könne. Die rauh gebietende Noth fordert ihn für seine eigne Erhaltung zu dem Schritte auf. Allein, da der Schwede Bedingungen stellt, da der Schwede sich nicht

um Nichts und wieder Nichts, da er sich nicht zum Rüpel und als bloßes todtes Werkzeug will gebrauchen lassen, sondern zeigt, daß er eben auch ein Recht und besonders die Macht hat: so weiset Wallenstein, weil er seinen deutschen Hochmuth nicht dämpfen kann, diese vom Schicksal ihm zugesandte Hülfe vorläufig ab und meint: „noch ist nichts geschehn, und, wohl erwogen, ich will es lieber doch nicht thun."

Nun ist das Schicksal beleidigt. Denn das Werkzeug, welches es sich zum Heile Deutschlands auserkoren und so überreich begünstigt und gefördert hat, ist ihm geradezu untreu und widerspänstig geworden. Darum läßt dieses Schicksal den Plan, Deutschlands dauernde Wohlfahrt zu gründen, es läßt ihn fallen, weil der Deutsche sein Heil von sich stößt; es läßt ihn fallen, um den Ungetreuen, Widerspänstigen, der seine, durch bornirte Nationalität und durch eine mit dem Glauben nicht congruirende Sittlichkeit bestimmte Subjectivität gegen den Willen des Schicksals geltend machen will, zu züchtigen.

Man sieht wohl, daß das Schicksal hier wieder der antiken Moira sich annähert! Denn es unterscheidet sich dadurch doch, daß es im Grunde den frühern Schützling lieb behält, wie denn auch Wallenstein sich's nicht in den Sinn kommen läßt, gegen sein Schicksal kämpfen zu wollen. Als er sich endlich zum Kampfe gegen den Kaiser, aber aus subjectiven, sittlichen Gründen, entschließt, da läßt er sich ruhig Alles gefallen, was noch nach seiner Meinung das Schicksal über ihn verhängt, unterwirft sich, bringt die schmerzlichsten Opfer der Sühne. Von dem Moment an, da er sich mit den Worten „ruft mir den Wrangel!" entscheidet, erfaßt ihn das Schicksal und züchtigt ihn bis zum Verluste des Max. Als aber Wallenstein durch dies schwerste Opfer das Schicksal wieder versöhnt zu haben glaubt, da ist er wieder der auch unter den anders gestalteten Verhältnissen mit Zuversicht hoffende Mann, „dem das Glück stets treu bleibt."

Man könnte sagen, es habe sich mit dem Wallensteinschen Schicksale hier das Princip des ewigen Weltregiments, es habe sich mit ihm der allein wahre Gott selber assimilirt, der Gott, den Christus lehrt als den, welcher die Menschen als freie Kinder seines eignen Wesens behandelt. Er hat nämlich das Heil des Menschen in dessen eigne Hand gelegt und das Princip der Freiheit als Grund dieses Heils gesetzt. Die wahre Freiheit aber kann nicht bestehen bei selbstsüchtiger, exclusiver Nationalität und bei einer Religion, die zwischen Glauben und Sittlichkeit eine Scheidung festhält, so daß nur zu oft Sittlichkeit und Humanität mit dem Glauben in entschiedensten Widerspruch treten. Ehe daher nicht dieser Widerspruch gelöset ist, den der Mensch selber lösen muß, ist keine wahre Freiheit, kein Heil möglich. Daher kann auch Gott das liebe, zu hohen Dingen berufene, durch vielfache Erscheinungen der Weltgeschichte in diesem Beruf augenfällig bestätigte deusche Volk nicht eher zum Heile führen, als bis es sich von seinen egoistischen Vorstellungen und Wünschen frei macht, bis es aufhört, Wundergötter und Schicksalsgötter zu verehren, bis es dahin gelangt, ihn, den allein wahren Gott, wie Jesus Christus verlangt, im Geist

und in der Wahrheit, d. h. in der Einheit von Glauben und Sittlichkeit kindlich und rein anzubeten und zu lieben. Das hat nun die Reformation noch nicht bewirkt, das ist noch nicht hervorgegangen aus den schmerzlichen Reformationskriegen, am wenigsten aus diesem dreißigjährigen Kriege. So ist auch Wallenstein, obwohl berufen und mit innern und äußern Kräften reichlich ausgerüstet, doch durch seine Einseitigkeiten nicht der Mann, der das verheißne Heil begründen kann. Drum bindet er sich aus seinen eignen Werken die Ruthe, die ihn züchtigt. Nach der Züchtigung indessen bleibt ihm die Hoffnung bis an den Tod. Denn er hat sein Unrecht, sein Zögern gesühnt.

Wenn er endlich dem Kaiser die Treue mit innerer Entschiedenheit aufkündigt, so geschieht's, weil die Gräfin ihn zuletzt überzeugt, daß er als des deutschen Reichs Feldherr sich vom Kaiser habe zu Thaten gebrauchen lassen, die der Art sind, daß sie für Verbrechen an diesem deutschen Reiche gelten, den Fluch über den Thäter von Seiten der Betroffenen herbeiziehen müssen. Diese Verbrechen müssen wieder ausgeglichen werden dadurch, daß Wallenstein den Kaiser zu einem heilsamen Frieden zwingt. Wie also sittliche Momente das Zögern verursachten, so ist's nun wieder ein sittliches Moment, welches die Entscheidung zum Kampf gegen den Kaiser herbeiführt. Indem Wallenstein nun den Wrangel herbeiruft, die Allianz abschließt und sich dessen bewußt wird, daß er nicht mehr als Herrscher dem Schweden Gesetze vorschreiben kann sondern vielmehr sich in dessen Gewalt begiebt, fühlt er, daß aus der Saat der Drachenzähne Erfreuliches nicht zu erndten ist. Er giebt sich in die Gewalt des Schicksals und erleidet nun freilich auch Schlag auf Schlag.

Wichtigstes überträgt er dem Octavio, der die Aufträge zu des Feldherrn Verderben benutzt.

Von seinem geliebten Max hört er sich getadelt, zur Bereuung des gethanen Schrittes geführt und empfindet's wohl, daß das Band, das Beide so lange verknüpft gehalten hat in schöner Lieb' und Treue, nun zerrissen ist.

Er erfährt, wie die Zuverlässigkeit des Octavio von allen Seiten auf's Dringendste angezweifelt wird, und muß alle Mittel aufwenden, um seinen Glauben an diesen Octavio sicher zu stellen.

Unterdeß wird durch diesen Octavio der Isolan dem Feldherrn untreu gemacht und Buttler zum Wächter und Henker desselben bestellt.

In seinem Familienkreise entsteht allerlei Noth. Die Tochter ist ihm widerstrebend, die Herzogin ihm ein lebendiger Vorwurf. Das äußere Band mit Max lockert sich, da Wallenstein auf seiner Tochter Haupt eine Krone sehen oder nicht leben will, also seinem persönlichen Ehrgeiz und Hochmuth die Liebe und Freundschaft aufopfert.

Isolani mit seinen Kroaten ist ohne Wissen des Feldherrn verschwunden. Maradas, Esterhazy, Götz und Andre verlassen ihn. Die Unterschriften unter jener Eidesformel sind also nicht stichhaltig.

Die Tiefenbacher verweigern den Gehorsam.

Generalleutnant Piccolomini hat ihnen das befohlen und ist ein Verräther an dem so rührend ihm vertrauenden Feldherrn. Das bricht dem Kämpfenden fast das Herz. Er wird irre an sich selbst. Aber dennoch bleibt sein Vertrauen auf des Schicksals Fügung. — Und in der That geht nun das Schicksal recht hart mit ihm um, da es ihm zum Ersatz für den abgefallenen Freund den Buttler sendet, der sein Mörder ist. O, Kurzsichtigkeit und Schwachheit des Menschen, der sich doch will zum Lenker der Weltgeschichte machen! Es giebt wohl in allen Literaturen der Menschheit Nichts, was schöner, rührender, erschütternder an unsre Seele dringt, unsrer Leidenschaft Läuterung bereiten und unser Mitleid mit dem Duldenden tiefer und inniger beleben kann, als diesen achten, neunten und zehnten Auftritt des dritten Aufzugs von Wallensteins Tod! Und doch bewahrt der Leidende seinen Glauben an das Schicksal.

Der Eilende, der von Prag mit günstiger Nachricht kommen soll, ist von der Wache aufgegriffen, sein Brief dem Heere bekannt geworden. Prag ist verloren. Alle Regimenter zu Budweiß, Tabor u. s. w. haben den Friedländer verlassen, dem Kaiser neu gehuldigt.

Ueber Wallenstein ist Kaisers Acht ausgesprochen! —

Der Moment ist wahrhaft groß, der dem Feldherrn die Achtserklärung bringt. Oder vielmehr: groß, wahrhaft groß steht Wallenstein in diesem Momente da. Nun ist jedes sittliche Band gelöset, das ihn mit dem Kaiser verflicht und bindet. Kein Zweifel hemmt ihn mehr, die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell. Das Schicksal hat nun nicht theoretisch mehr durch Sternenschrift, es hat durch Thatsachen gesprochen. Nothwendigkeit ist da, der Zweifel flieht, jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

Und doch ist noch keine Versöhnung des Schicksals gewonnen. Der Feldherr muß ganz gedemüthigt werden, muß das letzte Opfer bringen — „ein schmächlich Denkmal der gefallnen Größe."

Wohl rühmt er sich, im Harnisch als Kriegsmeister auftretend: „doch innen im Marke lebt die schaffende Gewalt, die sprossend eine Welt aus sich geboren. Und Friedland wird sein Lager um sich füllen." Aber sogleich muß er's erfahren, daß selbst die Pappenheimer, nachdem er sich lange mit ihnen abgemüht hat, ihm als einem Aufrührer — den Rücken wenden. Er muß erleben, daß Max Auge gegen Auge sich von ihm los sagt. Er muß erleben, daß die Truppen auf des sonst so vergötterten Feldherrn Antlitz nichts mehr geben, daß sie in seiner Gegenwart dem Kaiser Vivat rufen, daß sie in seinen Palast dringen und ihn zwingen, den Max herauszugeben.

Daß er den Max verliert, damit hat er das größte Opfer gebracht, damit (wie Faust sich ausdrückt, als das Wolkenbild der Helena ihm zuletzt ganz in den Aether hin verschwunden ist) „zieht das Beste seines Innern fort." Ja, das Schöne ist nun hin, das kommt nicht wieder, und kalt und farblos sieht er's vor sich liegen! — Tiefer kann wohl kein Mensch gedemüthigt, härter nicht geschlagen werden!

Ja, das Schöne ist nun weg aus seinem Leben! Von Allem, was seinen

kühnen Geist erfüllte, verwirklicht sich Nichts. Nicht wird er König! Nicht verherrlicht er Deutschland! Nicht bricht er die Macht des Oestreichers! Aber abgeschlossen hat er mit der Vergangenheit und ihren Schmerzen; der Zukunft ist seine Seele mit Zuversicht und Hoffnung zugewandt. Denn er hat seine Buße bezahlt, und das Schicksal ist wieder sein Freund. Nicht als ein Geächteter tritt Herzog Friedland in Eger ein,

Von seiner Stirne leuchtet noch wie sonst
Des Herrschers Majestät, Gehorsam fordernd.

Dem Bürgermeister von Eger verspricht er gleich einem Regierenden: ihr sollt erleichtert werden. Er verkündigt das Herannahn einer neuen Ordnung der Dinge.

Ein Sieg der Schweden wird berichtet. Allen andern Geächteten eine frohe Botschaft. Dem Wallenstein bringt der Bericht die bittre Kunde, daß wie innerlich nun auch leibhaftig Max von ihm gegangen, daß er gestorben ist. O, wie unendlich schön ist seine Klage und sein Glückwunsch an den Gestorbenen:

Er ist der Glückliche, Er hat vollendet.
Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm spinnt
Das Schicksal keine Tücke mehr, — sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.

Und wie ihn keines Glückes Gunst mehr freuen kann, als der Verlust des Max, der seine eigne Schuld war, ihn hat geschmerzt: so darf er hoffen, daß durch dieses Opfer der Zorn des Schicksals vollständig besänftigt ist. Max hat den Blitz aufgefangen, der den Wallenstein niederschlagen wollte. Ihm kann daher nichts mehr schaden. Die Hoffnung nennt er seine Göttin noch. Drum haben die Bitten Seni's, Gordon's, des alten Dieners, der Gräfin keinen Einfluß mehr. Er ist dessen sicher: das Schicksal ist versöhnt, und neuer Sieg folgt diesen letzten Tagen voll großer Qual. Drum will er neue Kraft zu neuen Siegen schöpfen und denket, einen langen Schlaf zu thun; er trägt nur Sorge, daß sie nicht allzuzeitig ihn erwecken.

So geht er voll Hoffnung auf Glück, und glücklich in Hoffnung in den letzten Schlaf, aus dem ein kurzer Todesmoment ihn in's Jenseits führt, wo

Er weg ist über Wunsch und Furcht, nicht mehr
Gehört den trüglich wankenden Planeten.

Wie er aber in der vollen Sicherheit auf die Erfüllung seiner Hoffnungen schnell hinübergeht, so vererbt er gewissermaßen diese Hoffnungen und deren Erfüllung auf die Nachwelt und giebt Beruhigung über sein eignes Verschwinden.

5.

Des Helden Widersacher.

Wohl hat der Dichter Wallensteins Person im Drama als das Centralgestirn aufgestellt, um das Alles sich lebendig bewegt, damit an ihm die tragische Gewalt der Weltgeschichte in künstlerischem Gepräge uns an's Bewußtsein gerückt werde. Indessen ist der Held nicht gerade der am meisten handelnde Theil. Der Kern der dramatischen Action ist der Abfall vom Kaiser. Die Vorbereitungen zur Sicherstellung dieses Abfalls treffen Wallensteins Freunde; zur Thatsache des Abfalls treiben ihn theils ebendieselben theils seine Widersacher durch die hervortretenden Erfolge ihrer Machinationen, die Wirkungen des Abfalls sind größtentheils Erscheinungen, die er nur zu erdulden hat. Was ihn als den Handelnden könnte groß erscheinen lassen, das liegt außerhalb der dramatischen Action, vor dem Beginne derselben. Innerhalb des Drama's ist er mehr der innerlich, mit sich selbst kämpfende Held, der im Schwanken bleibt zwischen Moralität und Leidenschaft, sich endlich durch die außer ihm stattfindenden Combinationen der Verhältnisse bestimmen läßt und zuletzt fest und ruhig die bloße Brust dem Eisen des Mordknechts darbietet.

Die eigentlichen Agenten der Handlung, die, wie gesagt, nicht sowohl der Held als vielmehr die Summe der persönlichen Verhältnisse und Umstände (das Schicksal) an ihm vollzieht, sind vor der Entscheidung zum Abfall, die sich in den Worten (W. T. I, letzter Auftritt) „ruft mir den Wrangel! und es sollen gleich drei Boten satteln!" ankündigt, die Freunde Wallensteins. In der Gräfin, in Illo, Terzky ist der ganze Realismus Wallensteins, der zur Befriedigung des Ehrgeizes die böhmische Königskrone, zur Befriedigung der Rachelust die Erniedrigung Oestreichs in Aussicht nimmt, zur Thätigkeit angespannt und rüstig, lebendig und thätig. Nach der Entscheidung sind's vorzugsweise seine Widersacher, insbesondere Octavio nebst seinen Handlangern und Buttler, der Mann voll finstrer Energie, der zu Wallensteins Vortheil am Kaiser würde gethan haben, was er nun am Wallenstein zu Kaisers Vortheil thut, wenn's seinem starren Egoismus zugepasst hätte. Indessen ist Buttler in seinem Verhältnisse zur kaiserlichen Partei immer nur die „Hand, die vom Octavio gebraucht wird, die den Pfeil abdrückt, welchen Octavio geschärft hat." Der Repräsentant der Widersacher Wallensteins ist Octavio, des Kaisers unbedingt ergebnes Werkzeug und Stellvertreter der eignen Person desselben.

Bis zur zweiten Erhebung Wallensteins zum Generalissimus ist er gleich dem Kaiser des Friedländers Freund. Und wie Wallenstein die goldne Kette, des Kaisers erste Gunstbezeugung, getragen hat bis an sein Ende, so hält er auch das Horoskop, das er dem Octavio gestellt, bis auf's Letzte in Ehren.

Während des Feldzugs gegen Gustav Adolph verfolgt Octavio mit dem Friedländer noch immer gleiches Interesse, nämlich das kaiserliche. Er hat also noch nicht Gelegenheit zum Argwohn und bleibt so, wie er's überhaupt sein kann, Wallensteins Freund. Ja, hätte auch Wallenstein ihm schon von seinen „Gaukelbildern der königlichen Hoffnung" Mancherlei vertraut: so konnte ihn das nicht eben irre machen, da er das Pactum kannte und des Fürstentitels um so sichrer war, als sein königlicher Freund ihm zur Erwerbung der Fürstenwürde sicherlich hülfreichste Hand geleistet hätte.

Daß Octavio persönliche Ursach zum Hasse gegen Wallenstein gehegt hätte, ist nirgends im Drama angegeben. So hat der Dichter den geschichtlichen Umstand, daß Wallenstein nach der Schlacht bei Lützen durch harte Bestrafung der zuerst vom Schlachtfeld entwichnen Officiere ganz besonders die Italiäner zum Hasse gereizt hatte, ganz unbeachtet gelassen.

Erst die entweder ernstgemeinten oder scheinbaren Friedensverhandlungen Wallensteins mit den Sachsen in Schlesien können den Octavio darauf geführt haben, Vermuthungen über die Aufrichtigkeit Wallensteins gegen den Kaiser aufkommen zu lassen und Verdacht zu schöpfen. Und so begänne dann seine dem Friedländer widerstrebende Richtung etwa in der Mitte des Jahres 1633, so daß seine Aufpasserthätigkeit etwa ein halbes Jahr dauert, während seine geheime Gegenwirkung gegen Wallensteins Pläne erst ganz in den letzten Tagen nöthig wird. Die Frage, wie es möglich sei, daß ein Mensch so lange sein heuchlerisches Wesen unentdeckt habe treiben können, erledigt sich daher in der Kürze der Zeit und nicht minder daran, daß Wallenstein arglos ist und im Grunde, was den Plan des Abfalles betrifft, mehr bloß schwärmt als handelt. Ueberdies ist Octavio, wie tüchtig auch immer im Kriege, doch zugleich Hofmann, der Wort und Miene stets in seiner Gewalt hat, der das Wort nach Zeit und Umständen wohl zu gebrauchen weiß, ohne seines Herzens Meinung zu verrathen oder um geradezu dieselben zu verdecken, wie das im 2. Auftritte des I. Aufz. der Piccolomini sich darstellt.

Nun ist Octavio eine durchaus kalte, ruhige Natur, und seine (wir müssen das Wort beibehalten) Freundschaft zu Wallenstein ist eben so wenig pathetisch wie seine Vaterliebe zu Max. Sentimentalität — dergleichen existirt für ihn nicht. Wenn daher auch Wallenstein zu Buttler sagt: „dreißig Jahre haben wir zusammen ausgelebt und ausgehalten" u. s. w., so haben wir bei diesen Worten schwerlich an jene Intimität und Herzlichkeit zu denken, die uns bei dem Namen Freundschaft sonst wohl vorzuschweben pflegt. Auch von Wallensteins Seite nicht, dessen Gemüthlichkeit sich am Max gänzlich befriedigt. Octavio war dem Wallenstein zunächst der Vater seines Lieblings, sodann ein alter tapfrer, brauchbarer Kriegesgefährte, der viel Jahre hindurch das Vertrauen, wie's Wallenstein zu bieten pflegte, gerechtfertigt hatte, endlich ein durch die Gaukeleien eines Traumes Empfohlner, dem nun anderweite Träume und Phantasieen von Deutschlands Heil, von Königskronen u. dgl. mitgetheilt werden konnten. Das Herz des Octavio berührte das Alles nicht im Gering-

sten; vielmehr es mußte ihn in Verwundrung setzen, da es von einem Manne kam, der sonst nicht für eben mittheilsam bekannt war, und der übrigens doch that, was ihm beliebte. Von der Verpflichtung eines treu liebenden Freundes kann daher auf Seiten des Octavio keine Rede sein. Und wenn derselbe gleichzeitig mit Wallenstein vor der Lützner Action einen Traum hat, so ist daraus noch kein Schluß auf gleiche Sympathieen zu machen. Auch sind die Ausdrücke „in einem Feldbett schlafen, aus einem Becher trinken" für Feldlagergenossen nicht so schweren Sinnes.

Um so mehr muß aber die Rede sein von Dem, was ein ehrlicher, biedrer, rechtschaffner Mann unter solchen Umständen zu thun hat. Denn wenn es nicht Haß gegen Wallenstein war, und Ehrgeiz anderswie sich leichter hätte befriedigen können: war es denn Bosheit, was den Octavio seine Verräther-Rolle spielen läßt?

Octavio ist fester Anhänger des bisherigen Regierungssystems und strenggläubiger Katholik. Daher dem Kaiserthum überhaupt und dem regierenden Kaiser insbesondere ergeben. Die Herrscherwürde ist ihm unverletzlich, Gehorsam und unverbrüchliche Treue ihm heilige Pflicht. Es ist ihm schon die Freidenkerei des Friedländers anstößig und eine Scheidewand, die ihn seinerseits nicht allzunahe anrücken läßt; dem astrologischen Wesen bleibt er ganz fremd, nie kommt eine Anspielung darauf in seinen Mund, Gegenstände der Phantasie sind seine Sache nicht. Und als er nun spürt, daß Wallenstein wirklich Dinge im Kopf hat, die den Kaiser beeinträchtigen, da ist er innerlich von Wallenstein ganz und gar geschieden, um ein treuer Diener des Kaisers zu bleiben. Von Beglückung Deutschlands hat er keinen Begriff: so hält er Wallensteins etwanige Declamationen darüber auch bloß für Schauspielerei. Die Protestanten haßt er als strenger Katholik: so muß er Wallensteins Zuneigung zu ihnen für ketzerisch halten, sich selbst aber berufen fühlen, für seine Politik, für seinen Glauben gegen Wallenstein zu kämpfen, wie er's eben am besten vermag. Sein dienstbarer Geist erlangt es denn auch über sich, das gefährliche Amt zu übernehmen, das Questenberg vom Hof ihm überbracht hat. Er ist des Kaisers Soldat, und bei seinem kalten Wesen kann gar wohl ohne alle Niederträchtigkeit bestehen, was er sagt:

> Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
> Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin,
> Daß ich mein wahres Herz (Politik) vor ihm verberge:
> Ein falsches hab' ich niemals ihm geheuchelt.

Würdigt man neben dieser durchaus conservativen Politik, neben dieser Strenggläubigkeit im Kirchenglauben, neben dieser ruhigen Soldatennatur, deren höchstes, wo nicht einziges Motiv der dem Kaiser geleistete Eid ist, würdigt man neben alledem die feste persönliche Anhänglichkeit des einem alten Grafengeschlechte entstammten, mit einem Fürstengeschlechte durch Heirath verknüpften Edelmanns an das Kaiserhaus und dessen persönlichen Repräsentanten, von welchem nun überdies die Erhebung in den Fürstenstand abhängt: so

bleibt zwar unleugbar, daß Octavio das ihm gewissermaßen aufgedrungene Vertrauen des Friedländers mit vollem Bewußtsein und mit Bedacht täuscht; allein dieser niedrigen Verrätherei, die ihre Lust hat an dem Untergange des Getäuschten und daher mit Lust und Selbstbefriedigung Täuschung und Verrath übt, dürfen wir ihn nicht zeihen. In ihm streitet gleichfalls Pflicht gegen Pflicht. Alles wohlüberlegt, kann es aber nicht zweifelhaft sein, daß ihm die Pflicht gegen seinen Kaiser ungleich höher steht als die Pflicht gegen seinen alten Kriegsgefährten und jetzigen Oberfeldherrn. Sein Zweck ist Sicherstellung des Kaisers. Wird ein Mann, der bei dem ganz nach jesuitischen Grundsätzen erzogenen Ferdinand II. einen Stein im Brette hat, der mit dem Pater Lamormain jedenfalls genau bekannt ist, dem ein langes, wildes Kriegsleben jede Zartfühligkeit, wenn sie je seine Eigenschaft war, erstickt hat, wird ein solcher Mann die Mittel so sehr bedenklich und scrupulös abwägen, die ihm zum Zweck helfen? Ist daher Octavio auch nichts weniger als eine edle Natur; dürfen wir „dem alten Fuchs" auch nicht trauen: so ist er doch keineswegs verabscheuungswürdig und hassenswerth. Immer erscheint er durch das ganze Drama hindurch in solcher Haltung, daß wir ihm noch Mitgefühl zollen, sobald wir ihn nun beim Ausgange der Handlung wie „einen entlaubten Stamm, dem der Schmuck der Zweige abgehauen ist", da stehen sehen, den kalten, durch des Sohnes Tod bedeutungslos gewordenen Fürstentitel in der Hand.

Was die künstlerische Durchführung des Charakters betrifft, so hat sie eine gewisse Aehnlichkeit mit der des Wallenstein'schen selber. Octavio nimmt zu Wallenstein eine Stellung ein, welche der des Wallenstein zum Kaiser nicht unähnlich ist. Die frühere Freundschaft — die innere Trennung zu einer Zeit, da das Vertrauen äußerlich den höchsten Grad erreicht zu haben scheint — die Scheinstellung, die den innern Spalt verdecken soll, und die heimlichen Anstalten, die den verdeckten Zweck fördern sollen — die Achtlosigkeit, vermöge deren Wallenstein dem Illo die Beschaffung der unbedingten Eidesleistung der Officiere in die Hand giebt, und die den Octavio dahin kommen läßt, dem wilden Buttler das Leben des Friedländers anzuvertrauen — die Gewissensscrupel, welche sowohl dem Wallenstein als auch dem Octavio durch Max erregt werden — die Erklärung Wallensteins „den Edelstein muß man den falschen Mächten abgewinnen; und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen", welcher Octavios Entschuldigung „es ist nicht immer möglich, im Leben sich so kinderrein zu halten; in Nothwehr bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr" entspricht. — Der Verlust, den sowohl der Eine als auch der Andre durch den Tod des Max erleidet — endlich die Vernichtung aller persönlichen Zwecke, da weder Wallenstein seinen Ruhm auf eine stolze Reihe gekrönter Enkel vererben, noch Octavio seinen Fürstentitel irgend einem lieben Blutsverwandten hinterlassen kann.

Beide, Wallenstein und Octavio, kämpfen für ein gewisses Princip. Wie Wallenstein eine neue Ordnung der Dinge gründen will, so sorgt Octavio

für den Bestand der bisherigen, der alten Ordnung der Dinge. Denn als der Vertreter und Schützer der alten Ordnung hat er seinen Platz im Drama. Mit dieser alten Ordnung überhaupt schützt er denn auch alle die Bedingungen insbesondere, unter denen dieselbe so lange her ihren Bestand gehabt hat.

Daß nun diese alte Ordnung der Dinge von ihren Pflegern empfohlen und angepriesen wird, liegt in der Natur des Daseinstriebes. Daß sie sich mit ihrer Herrlichkeit breit macht und machen kann, hat sie vor der neuen Ordnung voraus, die, da sie erst eintreten soll, noch keine andern als theoretische und der Phantasie entnommene Beweise ihres größern Werthes liefern und sich nur auf Nachweis der Verderblichkeit des alten Wesens einlassen kann.

Als Conservative untergeordneten Ranges treten nun zuerst im Lager auf der Kapuziner, der mit lateinischen Brocken und Wortwitzen hinlänglich demonstrirt, wie es sein sollte in der Welt, und die Kroaten, welche das Pfäfflein und sein Sprüchel in Schutz nehmen. Nächstdem die Arkebusiere, von des Tiefenbachs Regiment, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die da meinen, „der Bauer ist auch ein Mensch, so zu sagen" — die stutzen, daß die Wallonen „sich so was 'rausgenommen haben", den jungen Piccolomini zum Obersten sich zu setzen — die, schlecht und recht, alle bleiben des Kaisers Knecht — die Alles in guten Händen stehend finden, wenn sie ihren Sold nicht ausgezahlt bekommen — die, als man Abrede nehmen will, sich drücken, ihr ledernes Beutelchen ziehn, um zu bezahlen was nicht der Rede werth ist — und die endlich, obgleich sonst wackere Brüder, doch denken wie ein Seifensieder.

In den Piccolomini tadelt zuerst Questenberg, daß Wallenstein ganz und gar den Diener vergesse, vielmehr herrsche, „als wär' mit seiner Würd' er schon geboren". Folglich nur der geborne, d. h. durch Abkunft berechtigte Herrscher darf herrschen; jeder Andre, von Natur und Geist auch noch so hoch Begabte und Berufene, kann nur Diener sein und nicht weiter herrschen, als wie es ihm von dem Gebornen erst aufgetragen ist. — Sodann übernimmt Octavio selbst die Vertheidigung des alten Bestandes mit den Worten: „Mein Sohn! Laß uns die alten, engen Ordnungen gering nicht achten!" u. s. w. Als er indessen den Frieden rühmt, in dem diese alten Ordnungen segensreich wirken sollen, da muß er sich's freilich von seinem eignen Sohn sagen lassen, daß ja der Kaiser selbst an der Verzögerung des Friedens Schuld sei, weil demselben nämlich an der Erhaltung der alten Ordnung nicht wegen des Heils des großen Ganzen gelegen sei sondern deswegen, daß Oestreich nicht um „ein paar Hufen Landes" gekürzt werde sondern lieber wachsen möge.

Auch die Herzogin begünstigt die alte Ordnung und räth zur Unterwerfung, zur Nachgiebigkeit — um der Ruhe ihrer Schwäche des Ferneren sicher zu sein.

Und vertritt nicht Wallenstein in gewissem Betracht selber die alte Ordnung, indem er die Schweden, diese allein ächten Vertreter des lutherischen Glaubens, sie, die um der Religion willen von allen deutschen Protestanten,

dem Kaiser gegenüber, für Brüder angesehen, die von Wallenstein, dem Repräsentanten des deutschen Protestantismus, für rechte Verbündete geachtet werden müßten, indem er diese — nur benutzen und dann zum Lande hinauswerfen will? Dies kann er nur wollen, indem er seine ganze Angelegenheit lediglich vom politischen Standpunkte aus betrachtet, die Religionseigenthümlichkeit ganz außer Acht läßt. Damit aber kündigt sich's im Ganzen an, was überhaupt von diesem dreißigjährigen Kriege, obgleich er um kirchlicher Dinge willen begann, und obgleich bei seiner Betrachtung immer noch viel von Glaubenszwang und Glaubensvertheidigung declamirt wird, was, sage ich, von diesem Kriege rücksichtlich seiner Religions- und Kirchentendenz zu halten ist. Der Glaube war Vorwand und Deckmantel für Dinge, die mit Religion nicht im Entferntesten Verwandtschaft haben. Der zähe Wrangel selbst, der fragt, ob man denn hier zu Lande keinen Heerd und Kirche habe, und dabei den Herrgott im Himmel zum Zeugen ruft, will doch Bürger auf deutschem Boden bleiben, und nimmt unbedenklich, da die Concurrenz zu seinen Gunsten ist, und weil im Kriege jeder Vortheil gilt, er nimmt unbedenklich, was sich bietet, indem er sich um Religion und Glauben nicht kümmert.

Wie aber? Müßte denn nicht vor allen Andern der Repräsentant des Gottesgesetzes der „Treue", müßte denn nicht Max unter den Vertretern der alten Ordnung den ersten Platz einnehmen? — Wie dieser Vertreter der Treue und Wahrheit die alte Ordnung betrachtet, das erkennen wir, ohne weiter auf seine hie und da hervordringenden Aeußerungen besonders einzugehen, klar genug aus zweien seiner Aussprüche, in welchen er hier dem Wallenstein, dort seinem Vater Octavio entgegen tritt. Zu Wallenstein sagt er:

> Sei's denn! Behaupte dich in deinem Posten
> Gewaltsam; widersetze dich dem Kaiser;
> Wenn's sein muß, treib's zur offenen Empörung!
> Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihn,
> Will, was ich nicht gut heiße, mit dir theilen.
> Nur — zum Verräther werde nicht!

In dem letzten, so erschütternden und von tiefster Seelenqual durchdrungenen Auftritte des zweiten Theiles des Drama's aber spricht er zu seinem Vater:

> Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
> In deinem Spiele spielen, hast du dich
> In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad' sein.
> Ich kann nicht wahr sein mit der Zunge, mit
> Dem Herzen falsch . . . . .
> O, diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie! —

So verabscheut Max den Verrath, daß er ihn „schwarz wie die Hölle" nennt. Es gilt ihm für Verrath, daß Wallenstein die unter seinem Befehl stehenden Truppen den Schweden zuzuführen beabsichtigt, um im Verein mit diesen Feinden des Kaiserreiches den Kaiser zu bekämpfen. Denn das heißt ihm so viel als dem Kaiserreiche selbst ein Ende zu machen und das deutsche Volk einer Fremdherrschaft oder eigner unberechtigter, ungesetzlicher Anmaßung zu

unterwerfen suchen. Es heißt ihm solches Streben Eidbrüchigkeit am Vaterlande und an dem gesetzlichen Oberhaupte desselben, also Untreue auch gegen Den, bei dessen Namen der Eid geschworen ist, Untreue gegen den höchsten Herrn, so daß nicht bloß der Feldherr als solcher gegen seinen Regenten sondern daß derselbe auch als Mensch gegen Gott sich der Untreue schuldig macht. Dieser Gesinnung gemäß handelt auch Max. Mit blutendem Herzen reißt er sich von dem so lange geliebten väterlichen Freunde, er reißt mit Verzweiflung sich von der geliebten Thekla los, um nicht Verrath zu begehen. Aber freilich — leben und nun dem Kaiser fernerhin dienen und gehorsam sein: das mag er auch nicht. Er stirbt lieber. „Gern hätte der Rheingraf ihn gerettet; doch er selbst vereitelt' es; man sagt, er wollte sterben". In dieser Erwählung des freien Todes liegt aber thatsächlich und stark die Verurtheilung auch der alten Ordnung ausgesprochen. Das heißt: derjenigen Ordnung, die Ferdinand II. sich zum Regierungsprincip gemacht hatte, er, der seine Unterthanen „mit Hunden in die Messe hetzen ließ", der den Frieden hinderte, um Zuwachs an Land und Leuten für sein Haus zu gewinnen, der den Friedländer zum Empörer macht und Gott weiß zu was noch mehr, der nach Alleinherrschaft ringet im deutschen Reich. Diesen Kaiser zur richtigen und rechten „alten Ordnung" zurückzuführen, gewaltsam dazu zu zwingen, wenn's nicht anders geschehen kann, sich gegen ihn geradezu empören und so den ächten Rechtszustand des Reiches erstreben: dazu will Max selbst kämpfend mithelfen. Denn wie er selbst die Treue bewahren will, so will er auch vom Kaiser die Treue bewahrt wissen, Treue, Lieb' und Redlichkeit. Allein in jener Staatskunst, welche in Kaisers Namen sein eigner Vater treibt, findet er von all' diesen Tugenden nur das Gegentheil: darum verwünscht er sie!

Und den Grund solcher Verwünschung dieser von Octavio angepriesenen alten Ordnung, die in der That keineswegs die ächte alte Ordnung ist, weiset uns das Drama deutlich genug in mancherlei weiteren Zügen auf. Abgesehen davon, daß Octavio zur Rettung der sogenannten alten Ordnung schnödeste und verächtliche Mittel anwendet, so erscheint's auch an dem alten Gordon, wie derselbe ihren Bestand sichert. Gordon sagt:

> Wir Subalternen haben keinen Willen;
> Wir sind nur Schergen des Gesetzes,
> Des grausamen; Gehorsam heißt die Tugend,
> Um die der Niedre sich bewerben darf.

Wenn sich nämlich Gordon einen Schergen des Gesetzes nennt, so kann unter den gegebenen Umständen, da Wallenstein „ohn' Urtheil" fällt, der Ausdruck „Gesetz" nur so viel als „Kaiserliches Machtgebot" bedeuten, zumal da Buttler zugesteht: „die Vollstreckung ist statt Urtheils". Es ist folglich der Diener der lieben alten Ordnung nur eine Maschine, ein Sclav des Einen unbedingten Herrscherwillens; nur Sclaventhum kann also dieser alten Ordnung Bestand gewähren. Nun ist dieser alte Gordon ein herzensguter Mann, ein Mann von ruhigem Verstand, von Mäßigung und rechtschaffener Denkweise. Auch

der gute Mensch muß also sein besseres Urtheil, sein menschliches Herz ausrotten und ersticken im Sclavendienst, sonst kann er kein passender Diener der alten Ordnung sein.

Siehe da! Buttler ist der rechte Mann. Er weiß: „der hurt'ge Dienst gefällt den Königen". Und doch dient er dem Könige darum so hurtig, weil er durch solchen Dienst — seine Privatrache ausüben und seine eigne Leidenschaft befriedigen kann. Die Vertheidiger der alten Ordnung, wir sehen's wohl, sind doch sämmtlich schwache und verdächtige Zeugen, wie sehr sie auch mit schönen Worten zu Gunsten derselben declamiren, und wie manche wahre Sentenz auch ihnen der Dichter in den Mund legen mag.

Ja, die Widersacher Wallensteins reden manch ein gutes Wort für die Aufrechterhaltung des Bestehenden, manch ein gutes Wort voll ernster Warnung vor dem Streben nach einer unter dem Titel „Verbesserung" sich leicht einschmeichelnden Reformation oder Umgestaltung der Verhältnisse und Dinge. Aber ihre Handlungen zeigen entschieden, was in ihrem Munde dergleichen Worte werth sind. Und doch hat der Dichter mit seiner Humanität und in Anwendung der Poesie, welche uns mit den Härten und Schmerzen des wirklichen Lebens versöhnen, uns in Betreff des Schlimmen und Verderblichen im irdischen Dasein nicht etwa idealistisch täuschen sondern durch den Hinblick auf das auch im Irdischen offenbar werdende Ewige und Gute beruhigen und trösten will — der Dichter hat selbst dieses mörderischen Buttler's Verfahren so motivirt, daß wir ihn nicht unbedingt verabscheuen und verdammen.

Buttler ist neben Wallenstein der wichtigste Charakter in unserm dramatischen Gedicht. Wir haben früher bemerkt, daß der Dichter schon im Lager durch die Zusammenstellung des „Chefs vom Dragonercorps" mit „unserm Hauptmann und hochgebietenden Herrn, der jetzt Alles vermag und kann" die Aufmerksamkeit auf diesen Buttler hinlenkt. Gleich in dem ersten Auftritte der Piccolomini steigert sich unser Interesse an ihm. Sowohl in der Unterredung Questenbergs mit Octavio als auch in der großen Berathungsscene wird uns die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Mannes erkenntlich gemacht. Zuletzt wird er der Mörder Wallensteins.

Den nächsten Anhalt aber zur Würdigung seines Charakters und seiner Handlung bieten uns die Worte, welche er in dem 4. Auftritte des IV. Aufzugs der Piccolomini zu Illo und Terzky spricht:

> Ich biete meine Treu' nicht feil, Graf Terzky,
> Und wollt' euch nicht gerathen haben, mir
> Vor einem halben Jahr noch abzudingen,
> Wozu ich jetzt freiwillig mich erbiete . . . . .
> Meint ihr, Feldmarschall? Nun, so reut mich nicht
> Die Treue, vierzig Jahre lang bewahrt,
> Wenn mir der wohlgesparte gute Name
> So volle Rache kauft im sechszigsten . . . . .
> Ihr werdet, hoff' ich, selber nicht erwarten,
> Daß euer Spiel mein grades Urtheil krümmt,

Daß Wankelsinn und schnell bewegtes Blut
Noch leichte Ursach sonst den alten Mann
Vom langgewohnten Ehrenpfade treibt.

Diese Worte spricht Buttler, nachdem er eben erklärt hat, daß er sich der verfälschten Eidesversicherung der Officire anschließen, daß nur so lange, als es dem Wallenstein beliebe, des Kaisers General zu bleiben, er seinerseits des Kaisers Officier sein, daß er aber des Friedlands Knecht sein wolle, sobald es dem Wallenstein gefallen werde, sein eigner Herr zu sein.

Vierzig Jahre lang hat er dem Kaiser die Treue bewahrt. Das ist nicht etwa in dumpfer Bewußtlosigkeit geschehen. Buttler weiß sehr wohl, daß es der Ehrenpfad ist, den er als treuer Mann wandelte, daß Ehre und Treue einander bedingen. Die dem Kaiser geleistete Treue ist seine Ehre. Diese aber hat er bewahret im vollen Bewußtsein seiner selbst und dessen, was er thut. Er sagt: ich bin darum minder nicht entschlossen, weil ich es deutlich weiß, wovon ich scheide. Bei diesem Selbstbewußtsein hat er ein tiefes Gefühl der Ehrenhaftigkeit und des rechten Weges, wie Ehre zu erwerben ist.

Ein Jeder giebt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.
So hoch gestellt ist Keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.

Uud wenn nun Buttler diesen Worten hinzufügt, „den Menschen macht sein Wille groß und klein": so werden wir in Betracht der von ihm zurückgelegten Laufbahn eingestehen müssen, daß sein Wille kräftig ist, daß dieser kräftige Wille mit mächtiger Thatkraft Hand in Hand geht. Buttler ist ein Charakter, ein Charakter im strengsten Sinne des Worts. Klares Selbstbewußtsein, kräftiger Wille, feste Besonnenheit, mächtige Thatkraft, ehrenhafte Haltung — Alles nöthigt uns, vor diesem Charakter Respect zu haben, bis wir durch seine Abwendung vom Kaiser stutzig werden, während wir durch die Offenheit, Entschiedenheit, Geradheit, mit welcher er diese Abwendung kundgiebt, erschüttert stehen.

Schon hat indessen die Schroffheit und Derbheit, diese Herbigkeit und Düsterheit, mit welcher er gleich bei seinem ersten Auftreten sein Wesen kund giebt, uns nicht zuthulich ihm näher kommen lassen. Ja, seine Nüchternheit beim Gastmahl, so sehr sie uns neben der Wüstheit eines Isolan und Illo, ja, selbst neben dem „Bin's nicht im Stand" des Götz und neben dem tiefen Magen des schwachbeinigen Generalfeldzeugmeisters Tiefenbach, dem das Stehen sauer wird, so daß er sich setzen und sich's bequem machen muß — so sehr uns, sage ich seine Nüchternheit achtenswerth erscheinen mag: neben der allgemeinen Belebtheit kommt sie uns doch etwas unheimlich und absonderlich, ja, bei ihrer Aehnlichkeit mit der des Octavio, der die Bacchusfeste auch nicht sehr liebt, etwas verdächtig vor.

Obgleich nun Buttler sich so entschieden für Wallenstein erklärt hat, findet er sich doch nie in dessen Nähe, in dessen Vertrautenkreise. Erst im

6. Auftr. des II. Aufz. von Wallensteins Tod tritt er uns dem Octavio gegenüber wieder zu Gesicht. Sein Benehmen ist zuerst zurückhaltend, ablehnend. Er weiß recht gut, was er vom Octavio zu halten hat. Und da er nun den Aufforderungen des Octavio später so fest und offen und geradezu sich entgegenstellt, bewundern wir ihn, bis wir ihn bei Erwähnung des Grafentitels heftig auffahrend „Tod und Teufel" rufen hören, ihn mit aufbrausendem Zorn über die vermeintliche Verhöhnung zum Schwerdte greifen sehen. Welch eine Erscheinung! Aber da hören wir denn, daß dieser ruhige, ernste, besonnene Mann die vierzigjährige Treue mit vollstem Bewußtsein von seiner Handlungsweise dem Kaiser bricht, weil man ihm mit Hindeutung auf die Niedrigkeit seiner Abkunft den nachgesuchten — Grafentitel versagt und, wie er meint, mit schwerem Hohn abgeschlagen hat.

Verletzter Ehrgeiz hat den Stachel der Rache geschärft. Er will dem sich empörenden Friedländer unbedingt seine Hand, ja, sogar sein Vermögen weihen, um sich an dem Kaiser zu rächen.

Vierzig Jahre hindurch war er treu. Vom gemeinen Reiter war er zum Obersten, zum Chef des Dragonercorps befördert. Durch sein Verdienst war er, sich baß hervor thuend und die Welt mit seinem Kriegsruhm füllend, so hoch gestiegen. Er hatte so seine Verdienste anerkannt gesehen, er war für solche Anerkennung dankbar, leistete wackre Dienste und „hätte es Keinem wollen gerathen haben", ihm von Abfall von dem Kaiser zu reden. So ist er immer ein treuer Diener seines Herrn gewesen, dem er überdies als strenger Katholik religionsverwandt ist. Solch ein Mann ist er — verletzter Ehrgeiz ist die schwere Ursach, die „den alten Mann vom langgewohnten Ehrenpfade treibt".

In dieser wilden, harten Entschiedenheit, in dieser alle Ruhe und Besonnenheit niederstürzenden, die Treue plötzlich, mit einem Schlage in ihr Gegentheil umschlagenden Leidenschaft giebt sich die irische Natur, giebt sich der Irländer mit seinem aufsiedenden und schnell starr werdenden Blut zu erkennen. Bei solchem Blute muß der Ehrgeiz, zumal wenn derselbe durch Errungenschaften, wie sie Buttler wirklich gemacht hat, belebt, genährt, gereizt wird, zu einer Giftigkeit aufgestachelt, zu einer Glut angeblasen werden, die in einem Moment des Siedegrades Alles, Alles, was sonst im Menschen Gutes ist, ganz und gar verschlingt. Alle Treue, alle Ehre hat der vermeintlich durch den Kaiser verletzte Ehrgeiz in Buttler vernichtet. — Und nun erfährt er: nicht der Kaiser, sondern Wallenstein ist die Ursach dieser Schmach. Er liest es schwarz auf weiß: Wallenstein spricht mit Verachtung von ihm, verhöhnt seinen Dünkel und räth zur Züchtigung desselben. Er wird überführt: solche Schmach ist ihm von Wallenstein angethan, um seine vierzigjähr'ge, wohlbewährte Treue zu brechen und ihn zum blinden Werkzeug für des Andern ehrgeizige Zwecke zu machen. Und zu dem Allen wird ihm nun aus freier kaiserlicher Gunst das Regiment und der General-Major geschenkt, mit dem ihn Wallenstein gelockt hatte.

Wie wir eingestehen müssen, daß Wallenstein schweres Unrecht an einem in der That nicht unwürdigen Officiere geübt und schlechte Mittel zu dessen Verführung angewandt hat: so können wir auch aus des Irländers Natur, aus dem brandigen Ehrgeiz, aus der ganzen Combination, mit welcher Octavio diese wilde Natur verstrickt, uns die Rache erklären, zu welcher Buttler sich entscheidet. „Er soll nicht leben", so entscheidet die Leidenschaft der Rache. „Bei Gott! Ihr überlasset ihn seinem guten Engel nicht!" so versichert er dem Octavio, daß derselbe ihm in Betreff seines Bleibens bei Wallenstein trauen dürfe.

Und wieder ist er nun der ernste, düstre, eiserne Mensch — der böse Dämon Wallensteins. Keine Muskel seines Angesichts bewegt sich, als der Friedländer, über Octavio's Verrath klagend, sich auf seine Schulter lehnt. Kein Wort giebt auch nur einen leisen Hauch eines Versprechens der Treue. Wohl aber tritt er hindernd dazwischen, sobald Wallenstein neue Hoffnungen begründen will; wohl ist er der Unglücksbote, der den Abfall der vermeintlichen Freunde zu verkündigen kommt. Stumm bleibt sein Mund und die Hand bleibt unbewegt, als Max von ihm fordert, das Leben des Feldherrn zu schützen, unverletzlich zu bewahren.

Als nun aber Wallenstein in Eger eingezogen, als derselbe in dieser kaiserlichen Festung wohl bewacht und bewahret ist: da meldet sich in dem rauhen Kriegsmann Buttler — es meldet sich (so weit das bei einem von Hause aus wenig gebildeten, durch ein vierzigjähriges Kriegsleben meist in den unteren Schichten der Soldateska des dreißigjährigen Krieges abgehärteten, düstern Irländer überhaupt geschehen kann) bei ihm das Gewissen. Es meldet sich, als hätte er die letzte Mahnung des Max zu treuer Sorge für den Feldherrn nicht aus dem Gedächtniß verwischen können. Das Zeichen aber der Gewissensregung bei diesem im strengsten Katholicismus aufgewachsenen Irländer ist der Umstand, daß er dem Verhängniß, der Schicksalsgöttin zuschreibt, was er doch im nächsten Augenblick (im 1. Auftr. des IV. Aufz. von W. T.) mit sich selbst redend als das Resultat seines eigenen Rachegefühls anerkennen muß. Diese Redensarten von Verhängniß, Schicksal, Sternen u. dgl. hat er sich in Wallenstein'scher Art angeeignet, da er in gewissem Betracht dem Wallenstein, der sich ja vom gewöhnlichen Edelmann zum Reichsfürsten emporgeschwungen hat, sich ähnlich fühlt und dem allgemeinen Anstrich der höheren Bildungskreise gerecht zu werden bemüht ist. (Freilich läßt ihn der Dichter in seiner langen Rede an Questenberg (Picc. I. 2) einen argen Anachronismus in Betreff des Blitzesfunkens, der schon während des dreißigjährigen Kriegs an der Wetterstange geleitet werden soll, begehen! Dabei ist's merkwürdig, daß das Bild des Blitzesfunkens eher mit dem electro-magnetischen Telegraphen zusammentrifft als mit dem Blitzableiter.) — Dem Schicksale schiebt Buttler nun zu, was ihm sein Rachegefühl eingegeben hat, was er in dem neu und mit desto größerem Eifer übernommenen Dienste des Kaisers auszuführen für seine Schuldigkeit hält. Es ist die Mahnung des Gewissens. Und diese wirkt

um so mehr, als des alten Gordons Worte nicht ohne Eindruck bleiben. Wir mögen's daher wohl für Ernst nehmen, wenn seine Seele augenblicklich von Mitleid angeregt wird.

Da kommt verhängnißvoll die Nachricht von dem Siege, von dem Anrücken der Schweden. Das giebt den Ausschlag und macht alle Gewissensscrupel schweigen. „Was hälf's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen etwas redete; ich muß ihn dennoch tödten": so heißt's nun. Und als nun gar Gordon durch die Worte „o, solchen Mann zu retten ist eines Opfers werth" seine Eitelkeit schlimm in Bewegung setzt: da ist dann freilich keine Schonung mehr. Ja, ein Schwindelgeist hat die ganze Stadt ergriffen; die Bürger sehen in dem Friedländer einen Friedensfürsten und einen Stifter neuer goldner Zeit; der Rath hat Waffen ausgetheilt; schon haben sich ihrer hundert angeboten, Wache bei dem Herzoge zu thun: da gilt es, schnell zu sein; denn Feinde drohn von außen und von innen. Und die Mörder werden gedungen. Und der Mord wird vollbracht. Die Aufregung des Kampfes mit Illo und Terzky, die eigne Verwundung, der verwildernde Duft des fremden und des eignen Bluts, der im Sturm des Handelns nun auch vollbrachte Mord des Herzogs: es hat jegliche beßre Gefühlsregung in Buttler zum Schweigen gebracht. So in der von der Blutarbeit gehärteten und zu starrer Wildheit gestählten Stimmung tritt er dem herbeieilenden Octavio entgegen, sagt ihm bittre Worte und enteilt,

den Beifall sich zu holen,
Den der geschwinde pünktliche Gehorsam
Von dem — gerechten Richter fordern darf. —

Hätte Schiller mit der Entfernung Buttler's, der nun steh'nden Fußes nach Wien abreiset, „sein blutend Schwerdt vor seines Kaisers Thron zu legen", hätte Schiller mit dieser Thatsache das Drama geschlossen: wir würden erschüttert stehen und nicht wissen, was wir sagen sollen. Aber wir würden ihm auch in Betracht der Kunst, welche uns bei solchem Schlusse allerdings ohne Sänftigung des Gefühls, ohne Ausgleichung unsrer nach zwei Seiten hin erregten Empfindung, ohne Lösung unsers Schreckens, ohne Hoffnung und Glauben an den Gott der Lieb' und Treue ließe, Rechtfertigung müssen angedeihen lassen. Denn wenn die tragische Kunst zum Gegenstande ihrer Offenbarungen einen weltgeschichtlichen Stoff nimmt, der in der Wirklichkeit selbst so tragischer Natur ist, wie dieser dreißigjährige Krieg, daß er dem Dichter nichts zu thun übrig läßt, als daß er ihn durch die künstlerische Form wie mit dem Rahmen eines Gemäldes binde und dramatisch verdichte; wenn also die große Weltgeschichte selbst schon diesen Stoff als ihr eignes hehres Gedicht voll und erschütternd fertig gedichtet hat: dann braucht der Dichter die Kritik nicht zu scheuen, wenn er uns auch einmal mit markerschütternden Schlägen, welche „des Himmels furchtbare Gerichte" verkündigen, von sich entläßt, so daß wir selber uns die Ruhe der Seele wieder erringen, das Gleichgewicht unsrer auf und ab wogenden Gefühle wieder erkämpfen müssen. Welches andre

nächste Resultat hat denn dieser leidenvolle dreißigjährige Krieg zu Tage treten lassen, welches andre Ergebniß weiset der endliche Friede zu Münster und Osnabrück auf, als daß die von Bruderblut triefenden Schwerdter der Völker vor den Thronen der Fürsten niedergelegt wurden, um diesen das sichre Zeichen der unbedingten Herrschaft über ihre Unterthanen zu sein? Hat dieser Friede des Glaubens Freiheit besiegelt? Hat er dem Geiste des Protestantismus, hat er dem Grundprincip der Reformation, hat er dem Heile des deutschen Volks irgend welche Gewähr geleistet? — Der Dichter hätte ohne Vorwurf mit Buttler's Entfernung das Drama abschließen können. Aber er thut's nicht. Denn der wahre Dichter ist Prophet und Weihsager und achtet seines Berufs, die in den schroffen Erscheinungen der Wirklichkeit verhüllten Gedanken Gottes der Menschheit zu offenbaren. Denn „hart im Raume stoßen sich die Sachen“: der wahre Dichter erfüllet den Raum mit Ewigem und sänftigt durch tröstende Hinweisung auf den Unendlichen und Heiligen die Schmerzen der Stöße des Augenblicks. So thut es Schiller in der Schlußscene des Drama's.

Wohl müssen wir's für rechtschaffnen Ernst nehmen, was Octavio sagt, als Buttler sich rühmt, er habe des Kaisers Urtheil nur vollstreckt:

> O, Fluch der Könige, der ihren Worten
> Das fürchterliche Leben giebt, dem schnell
> Vergänglichen Gedanken gleich die That,
> Die fest unwiderrufliche, ankettet!

Welcher Ausspruch, noch dazu aus dem Munde des Hauptwidersachers Wallensteins, könnte uns tiefer das Verderbliche menschlicher Leidenschaft kund geben, uns ernster zu Besonnenheit im Urtheilen und Handeln mahnen, uns gefühlteres Mitleid einflößen mit den so hoch gestellten Fürsten, die doch Menschen sind und durch ihre dienstbaren Werkzeuge dem Fluch des Verbrechens verfallen! Und ruft denn nicht Octavio diesen Fluch auf sein eignes Haupt herab? Verurtheilt er sich nicht selbst, er, der den Pfeil geschärft, den Buttler abgedrückt hat? er, der nun bestürzt steht, da aus der Blutsaat Blut ist aufgegangen? Er verurtheilt sich selbst und mildert so unser Urtheil über ihn. Und als nun die Gräfin ihm Angesicht zu Angesicht die Folgen all' der unglücksel'gen Thaten als die Früchte seines eignen Thuns bezeichnet; als sie ihm alle die Tode der Ihrigen und die Verödung „dieses Hauses des Glanzes und der Herrlichkeit“ mit den dargebotenen Schlüsseln des Hauses auf die Seele wirft; und als nun dieser Mann mit tiefem Schmerz der Gräfin und sich selber zu ruft „o, auch mein Haus ist verödet“, auch sein Haus durch seine eigne Schuld verödet — o, da zeigt uns der Dichter wohl, daß Gott, der ewige Lenker der Weltgeschichte, der ewige Vater und Schirmer der Menschheit, noch da ist und waltet und sich nimmer unbezeugt läßt. Wir sehen den Octavio unter Gottes Hand, und Mitleid ergreift uns mit dem Manne, dessen Versöhnungsverheißungen nichts mehr helfen können, der nichts mehr gut machen, nichts mehr retten kann und zuletzt mit Schrecken und Schmerz, wie um Gnade und Vergebung flehend, zum Himmel aufblickt, als er

in dem Fürstentitel den Beifall seines Herrn und Kaisers in Empfang nimmt.

Wenn wir uns aber durch solchen Anblick des Waltens Gottes über Denen, die gleich Grauen empfinden, sobald der Geist sich zeigt, die da wollen, daß das Höchste selbst geschehen soll wie das Alltägliche, denen am Besten des großen Ganzen weniger liegt als an der Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaft — wenn wir uns dadurch schon beruhigt fühlen: so werden wir zur Hoffnung angemuthet durch Das, was an der Gräfin uns kund gethan wird. In dieser Gräfin tritt zuletzt gleichsam der von aller irdischen Leidenschaft geläuterte Geist Wallensteins vor unser Auge. Sie weiset den Octavio auf sein Unrecht hin und führet ihn in seinem schmerzlichen Geständniß „auch mein Haus ist verödet" zu der Anerkenntniß: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Sie bewirkt die Erklärung, daß die schwere Schuld schwer gebüßt und Versöhnung gewonnen ist. Den Getreuen soll ihre Lieb' und Treu nicht zum Frevel angerechnet werden, Vertrauen soll walten. Und Vertrauen waltet auch, wenn auch nicht auf die Gnade des irdischen Gewalthabers so doch auf die Gnade eines größern Herrn. Denn der Gnade dieses größern Herrn, der Gnade Gottes, dessen Hand sie in den schweren Geschicken ihres eignen Hauses erkannt hat, ihr vertrauet sich die Gräfin. Sie vertrauet sich ihr, versichert sich, daß sie mit allen Ihrigen vereint an geweiheter Stätte des Grabes Ruhe finden werde, und stirbt hochherzig und edel, wie sie gelebt, den freien muth'gen Tod anständ'ger achtend als ein entehrtes Leben. Wir ehren sie, daß sie ihres Hauses Fall nicht überleben mag, und vertrauen mit ihr uns alle der Gnade eines größern Herrn.

Dieses unser eignes Vertrauen zu dem Lenker des Menschengeschicks ist das Resultat der durch die ganze dramatische Handlung in uns erzeugten Stimmungen. Wie aber dieses Vertrauen in dem Ausgange der Gräfin seine Stütze und seinen Wortlaut gefunden hat, nachdem es schon durch die Betrachtung der Widersacher des Friedländers sich begründet hatte: so mag es vergönnt sein, über diese treuste Freundin Wallensteins hier noch einige Worte anzuknüpfen. Diese Gräfin ist ein Charakter, wie deren wenig ähnliche jemals sind gedichtet worden. Und wenn sie als die Repräsentantin des für sich gedachten Ehrgeizes Wallensteins als dasjenige Element hervortritt, welches ihn hindert, den lauteren, rein sittlichen Weg durch's Leben zu gehen, so ist sie es hinwiederum, die als des Friedländers anderes Ich durch ihre consequente, hochherzige und würdige Haltung die Bewunderung und die Anerkennung eines erhabenen Wesens, welche wir dem Helden des Drama's während seines Handelns schuldig bleiben mußten, in uns erweckt, lebendig erhält und durch ihre Liebe zu Wallenstein auf diesen selbst hinüberlenkt.

Denn die Gräfin liebt den Herzog, ihren Schwager. Aber sie liebt ihn nicht als das begehrende Weib, das Gegenliebe heischt; sie liebt ihn nicht mit der sinnlichen Zuthat, welche die Rechte Andrer zu kränken Gefahr läuft; sie liebt ihn nicht in dem gewohnheitsmäßigen, gangbaren, alltagskrämlichen Sinne

des Worts. Sie liebt ihn um seiner Persönlichkeit willen, sie liebt in ihm das Große und Außerordentliche seiner Natur und alles Das, was solche Natur Großes wirken kann. Sie liebt ihn, wie der tüchtige Mensch, der den Titel „Charakter" verdient, etwa sein Ideal liebt, nach dessen Verwirklichung er ringt, nicht schwärmerisch, nicht sentimal, aber mit dieser kräftigen Innerlichkeit, die Alles hingiebt und Alles thut und wirkt, um dem Ideal Realität zu verschaffen, und die, wenn das Ideal an der Starrheit der Materie zu Grunde geht, mit ihm zugleich das Leben läßt. Darum ist ihre Liebe als solche stumm. Nicht dem Friedländer, nicht irgend einem Andern, ja, nicht einmal sich selber gesteht sie dieselbe. In That und Wirksamkeit allein giebt sie sie zu erkennen und begnügt sich, in dem Glanze der Strahlenkrone mit zu athmen, mit zu leben, die sie selbst um des Geliebten Stirn zu flechten bemüht ist. Und Wallenstein? Er hegt eine tiefe Achtung vor ihr und anerkennt ihren tüchtigen Geist. Sie liebt aber auch nur ihn allein. Allen Andern steht sie kalt, ja, herzlos gegenüber und sieht in ihnen nichts als die Mittel zu ihrem Zweck, der ja kein andrer als Wallensteins eigner ist. — Wer Schiller's Lebensgeschichte genauer kennt, dem braucht nicht bewiesen zu werden, daß dies Verhältniß der Gräfin zu Wallenstein dem wirklichen Leben entlehnt, daß der Charakter der Gräfin in Betreff dieser eigenthümlichen, erhabnen Liebesweise kein phantastischer Traum der subjectiven Dichternatur ist. Wer aber dergleichen nicht kennt, dem kann aus dem Drama selber schwer begreiflich gemacht werden, was sich nur fühlen läßt. Und doch muß Jeder, der vom dritten Aufzuge in Wallensteins Tod an das Gebaren der Gräfin mit Dem vergleicht, wie dasselbe sich vorher kund gab, es muß Jeder, der die Worte im 11. Auftritte „und könnt' er selbst es auch ertragen, so zu sinken, ich trüg's nicht, so gesunken ihn zu sehn" innigst durchempfindet, Jeder, der namentlich durch den fünften Aufzug hindurch sie begleitet — er muß erkennen, daß die Gräfin in ihrer selbstständigen dramatischen Stellung nicht lediglich die Ehrgeizige ist, die, weil sie den Böhmen schon einen König gegeben hat, sich nun darauf caprizionirt, den Böhmen im Wallenstein einen zweiten König zu geben und als dessen Schwägerin eine große Rolle zu spielen. Die Wahrnehmung der Verschiedenheit des späteren Gebarens der Gräfin von dem früheren hat dem Dichter den Vorwurf der Inconsequenz in Durchführung des Charakters zugezogen. Aber gerade diese vermeintliche Inconsequenz der Gräfin ist der stärkste Beweis der Consequenz des Dichters, der uns zeigt, daß die Gräfin den Friedländer liebt, so liebt, wie es vorhin ist angedeutet worden.

Gleich das erste Wort, das die Gräfin spricht, drückt den Wunsch aus, dem Friedländer Freude zu bereiten. Er soll zuerst seines Kindes froh werden. Und wenn die Anrede „hier, Vater Friedland, das ist deine Tochter" die stolze Mitfreude über die Stattlichkeit des Mädchens zu erkennen giebt, so offenbart in ihr der Ausdruck „Vater Friedland", dies Wort „Vater", es offenbart die tiefere Theilnahme, die innigste Bewegung des Gemüths. An seiner Freude weidet sie sich, da ihm nun die Hoffnung schön aufgegangen, da ihm in sol-

cher Tochter ein Pfand größeren Glückes geworden ist. So deutet sie auch dem Max die Belohnung seiner Mühen als eine Vergeltung der Freude, die dem Vater bereitet ist. Dann ist's auch die Gräfin, die mit jener feinen, nur der innigeren persönlichen Theilnahme eigenthümlichen Aufmerksamkeit und Spürkraft sogleich erkennt: „der Bruder will allein sein; laßt uns gehn!" — In P. III. 2. ist dies „ohne Worte, Schwager, verstehn wir uns" . . . . . „Dir geziemt es nicht, in solchem Spiel die Hand zu haben" . . . . . „Du sollst dich in der Schwester nicht betrogen haben:" dies Alles ist nicht die Ausdrucksweise einer Frau, die einzig und allein Politik im Kopf hat und lediglich durch Klugheit und Diplomatie sich treiben läßt. Das beweiset auch der Umstand, daß die Gräfin den Wallenstein mit Vorliebe ihren „Bruder," sich die „Schwester" nennt.

In den Unterredungen mit Thekla spricht sie davon, wie Wallenstein sein edles Haupt der Sorge hingiebt, mahnt sie zu Beweisen, daß Thekla des Außerordentlichen Tochter sei. Und wenn sie räth, daß die Tochter sich den Wünschen des Vaters fügen soll: so deutet dieses „Ich" in den Worten „ich und die Mutter geben dir das Beispiel" bezeichnend genug auf das Gefühl eines innigsten Zusammenhanges mit dem Außerordentlichen hin.

Erinnern wir uns nun, wie die Gräfin zur Thekla sagt: „Versuchs! tritt vor sein Auge hin, das fest auf dich gespannt ist, und sag' Nein! Vergehen wirst du vor ihm, wie das zarte Blatt der Blume vor dem Feuerblick der Sonne!" Und bei solcher Erkenntniß tritt diese Frau doch vor Wallenstein hin in einem Moment, da derselbe im höchsten Grade aufgeregt und in Verwirrung ist, so aufgeregt, daß er heftig ihr zuruft: wer ruft euch? hier ist kein Geschäft für Weiber! daß er den Terzky auffordert: gebrauch dein Ansehn, Terzky, heiß' sie gehn. Sie tritt vor ihn hin und wagt es, mit scharfen Sarkasmen sogar ihn auf die Höhe seines Muthes zurückzuführen. Das thut keine Frau, wenn nicht in den Momenten verhängnißvoller Entscheidungen ein tiefes persönliches Interesse Muth und geschärfte Anspannung aller Geisteskräfte verleiht. Aus dem tiefen Grunde ihrer Zuneigung zu Dem, den sie auf einem Königsthrone sehen will, schöpft sie jene feine und doch so kräftige und überwältigende Beredtsamkeit, die viel mehr eine hohe Begeisterung für den Helden als Diplomatie gegen den Kaiser zu Tage treten läßt, und die endlich den Schwankenden zum Entschlusse bringt. Ihren Hauptbestimmungsgrund nimmt sie zuletzt aus dem Herzen des Friedländers her; sie hat im Herzen des Friedländers zu lesen gelernt: das kann Niemand, den nicht selbst das Herz zum Herzen zieht.

Die ganze Art, wie die Gräfin im 4. Auftr. des III. Aufz. in W. T. sich der Herzogin und der Tochter gegenüber geberdet, giebt in einer fast unabweislichen Unmittelbarkeit die engere innere Beziehung zu Wallenstein zu erkennen. Im sechsten Auftritte diese Aufforderung an die Herzogin „Laß ihn nicht von Dir, Schwester! Halt ihn auf! Es ist ein Unglück" — wie bestätigt dieselbe ihre Angst um den Friedländer, den sie in diesem Augenblicke

gern mit eignen Armen festhielte, und von dem sie „nimmermehr" weggehn will.

Und im neunten Auftritte sollte dieses „ich kann die Angst — ich kann's nicht länger tragen; um Gotteswillen, sagt mir, was es ist" weiter nichts als die Besorgniß kalter Politik anzeigen! In diesem elften Auftritte sollten die „fürchterliche Angst," diese „unerträglichen Qualen der bedrängten Brust," es sollte diese Sorge, daß der Fürst als Flüchtling nicht als geehrter Bundsgenosse zu den Schweden kommen müßte, es sollte diese verzweiflungsvolle Angst um des Fürsten Ehre bloß Ausdruck politischer Ungewißheit über das Gelingen königlicher Hoffnung und über den Gewinn äußern Ranges und Titels sein? Auch im 19. Auftritte ist dies Wort der Gräfin an Wallenstein „Entlaß ihn, ich bitte dich, entlaß ihn!" keine Politik sondern des Weibes Angst für die persönliche Sicherheit des geliebten Mannes. Und als Max von der Thekla eine Erklärung fordert, da soll Thekla, so fordert's die Gräfin, an ihren Vater denken. —

Je näher das Unglück daher schreitet, desto weicher erscheint die Gräfin, desto weniger sind's ihre Pläne des Ehrgeizes, desto mehr ist's die persönliche Rücksicht auf Wallenstein, was sie fühlen und sprechen läßt. Sie, die bisher so klare, bestimmte, verständige, entschiedene Frau wird von Ahnungen dunkler Bedeutung erfüllt, je mehr sich's um Sicherheit und Leben der Person Wallensteins handelt. Und wie sie sonst für seine Erhebung und Verherrlichung redete, wirkte, ihm selbst scharf und zurechtweisend gegenübertrat, so lange die Macht noch sein war: so ist sie nun, da er nach Eger hat flüchten müssen, da sie für ihn wirken nicht mehr kann, nur um seine Person besorgt und mag keinen Augenblick von ihm, weil sie ihn zu verlieren fürchtet. Daher, wenn sie nicht bei ihm sein kann, gehn Schatten über ihre Seele. Ja, „schwer ist ihr das Herz in diesen Mauern, und wie ein Todtenkeller haucht sie's an." Sie will mit dem Herzoge fort, will sich nicht trennen von ihm; sie ruft gar die Herzogin und die so hart getroffene Thekla zu ihrem Beistande auf, daß dieselben ihr bitten helfen.

In dem dritten Auftritte des fünften Aufzuges tönt ja aber in den Worten „o bleibe stark! Erhalte du uns aufrecht, denn du bist unser Licht und unsre Sonne" der zitternde Angstruf einer liebenden Seele durch, einer solchen Seele, die früher denselben Mann aufrecht zu erhalten die Kraft hatte und fühlte. Sie will um ihn bleiben. Es wird ihr heut so schwer von ihm zu gehn, und bange Furcht bewegt sie. Mit ihm war ihre Seele immer beschäftigt. Jetzt fallen sogar in düstern Träumen trübe Ahnungen ihr banges Herz an. Sie erkennt Warnungsstimmen in ihren Träumen, die vorbedeutend sind. In einem dieser Träume fühlt sie sich plötzlich von einer kalten Hand angefaßt; und Wallenstein war's, und er küsste sie, und über die Beiden so im Kuß Vereinten schien eine rothe Decke sich zu legen. — —

Das Alles ist nicht Sentimentalität, nicht Ueberschlag in Schwächlichkeit und Gefühlswehen. Es ist der Ausdruck einer edlen, starken aber feinbesaiteten

Seele, die von dem Herannahen äußersten Geschicks an das einzig geliebte, außerordentliche Menschenwesen erschüttert und zum Ausdruck ihres eignen Wesens gezwungen wird. Auch so noch bleibt sie stark und edel und führet bei sich, was sie tröstet, sobald der Kaiser Hände findet, den Gegenstand ihrer tiefen, so lange unverrathenen Zuneigung aus dem Leben zu schaffen.

In solcher Liebe ist der Ehrgeiz der Gräfin verklärt und gerechtfertigt, in solcher Treue ist ihr Streben nach einem Throne der Ausfluß eines wahrhaft königlichen Muthes, einer würdigen, bewundernswerthen Gesinnung. So nur kann sie die Lieb' und Treu' der alten getreuen Diener zum Gegenstande ihrer letzten Sorge machen, so nur kann sie sich getrost „der Gnade eines größern Herrn" vertrauen. Wie aber Max mit der Thekla das Gesetz der Liebe und Treue in seiner menschheitlichen Geltung und Ausdehnung repräsentirt, so daß er wie ein Gottesbote Jeden zur Wahrheit und Redlichkeit mahnt und keiner Partei Unrecht gestattet: so ist auf dem Grunde ihrer Parteistellung und Einseitigkeit die Gräfin nicht minder eine Verkünderin dieser Liebe und Treue, die ächt weiblich an der Familie festhält und in der Höhe und Würde des Familienhauptes ihren eignen Ruhm, ihre eigne Genugthuung findet. Und wie sie leiblich dem Familienhaupt in's Grab folgt, so geht sie mit ihm doch nur leiblich unter; ihr Geist ist dem größern Herrn vertraut und somit ihr ganzes, für Wallenstein bewegtes und mit ihm vereinigtes Streben gegen den katholischen Absolutismus, d. h. es ist das äußerlich noch nicht zu Klarheit und Kraft gediehene Ringen des Protestantismus vertrauensvoll in die gnädige Hand des größten Herrn gelegt. Und — getreu ist Gott, der euch ruft; der wird's auch thun! Denn der mit dem Fürstentitel zwar beschenkte aber unbeglückte Octavio hat keinen Sohn mehr, sein Haus ist verödet und stirbt mit ihm dahin. Aber die getreuen Diener des Hauses Wallenstein bleiben in ihrer Lieb' und Treu, und die Schweden bleiben auch und haben einen Sieg gewonnen über den Feind der besseren Ordnung der Dinge.

6.

Die weltgeschichtliche Summa und Höhe des Gedichts.

Schon die bisherigen Betrachtungen führen uns zu der Erkenntniß, daß in den Hauptpersonen des Drama's die vorzugsweise lebendigen Daseinskräfte zur Anschauung gebracht sind, welche dem dreißigjährigen Kriege seine Entstehung, seinen Verlauf und Ausgang bestimmten. Wir haben gesehen, wie in dem Verhältnisse, das Max und Thekla vereinigt, das ewige Lebensgesetz, in welchem Gott sich als den Schöpfer und Lenker der Weltgeschichte ebenso wie als den Gewissensrath und Freund des Einzelmenschen offenbart, überall wirksam ist und mit seiner heiligen aber leisen Stimme auf ewige Ziele hin-

weiset, während es dem Menschen als dem freien Gotteskinde die Wahl lässet. Wir haben gesehen, wie der in seiner Schwäche und Stärke zugleich bemitleidenswerthe und bewundrungswürdige Mensch den ewigen Gott sich innerhalb der Schranken seiner Einbildungskraft vorstellbar, fasslich und begreiflich zu machen sucht, wie er ihn durch Symbolisirung in ein endliches Wesen verwandelt, um seiner Verwandtschaft mit ihm sicher zu werden, wie er seine Einbildung von Gott für alleingültige Wahrheit und Wesenheit hält, seine rein subjective Versinnbildung Gottes den gleichsubjectiven Versinnbildungen Andrer entgegenstellt und dadurch in Kampf und Streit geräth. Nach seiner ihm eigenthümlichen Vorstellung von Gott und von dem Verhalten desselben zu ihm richtet dann der Mensch seine irdischen Verhältnisse ein und bestimmt die Beziehungen und Stellungen des einen Menschen zum andern und Aller zu ihm selber. Wie aber Jeder für sich in seiner Weise Solches thut, so wird Jeder dem Andern widerstrebend, feindselig. Er kämpft indessen mit aller Macht für sich, wirbt oder erzwingt Anhang: und Parteiwesen zerspaltet die Menschheit in feindliche, einander bekämpfende Gruppen. Jede kämpft unter dem Banner und Panier ihres Gottes, ihres Glaubens, des ewigen Gottes unbewußt. Und nur die Macht der Zeit, Gewöhnung, Sicherheitsliebe und Ruhesucht macht des Einzelnen Herrschaft erträglich, ja, heiligt sie. So steht der römische Kaiser als Vertreter des katholischen Glaubens in der vermeintlich unbedingten Berechtigung durch seinen Wundergott dem Wallenstein gegenüber, der in der vermeintlichen gleich wundersamen Berufung und Berechtigung durch seinen Schicksalsgott jenem Kaiser eine neue Ordnung der Dinge abringen will, weil mit ihm eine große Menge der Menschheit gegen die Unbedingtheit und Allgewalt des katholischen Wesens Protest eingelegt hat. Und siehe da den menschlichen Irrthum, der aus jener subjectiven, durch die Schranken irdischen Bildwesens verkümmerten Vorstellung von Gott sich erzeugt! Mit irdischen Waffen, durch brudermörderische Blutarbeit wollen sie ihren Vorstellungen ein Recht sichern, ihnen Bestand und Gewalt verschaffen, da sie meinen, für des ewigen Gottes Sache und Ehre zu streiten. Statt der Liebe und Treue, die Gott will, setzen sie List, Betrug, Politik, Diplomatie in Bewegung und schänden sich selber, während sie sich für Kinder und Ebenbilder und Auserwählte und Berufene Gottes erklären. So wirket der Kaiser durch die Jesuiten, durch Octavio und Buttler, so wirket Wallenstein durch Illo, Terzky, durch Verbindung mit dem politischen Feinde des Reichs. –

Dieser protestirende Wallenstein war früher ein treuer Diener und Freund seines Kaisers, in dessen Person und Character das große deutsche Volk in Einheit, wenigstens allen nicht-deutschen Nationen gegenüber in äußerlicher Einheit zusammen gehalten war. Durch seine Protestation aber reißt Wallenstein sich vom Kaiser los und macht den großen Spalt, der das deutsche Brüdervolk in zwei feindliche Lager scheidet, noch größer. Im sechszehnten Jahre des furchtbaren Kampfes will er eine Wendung herbeiführen, die Krisis, die Katastrophe der großen Weltgeschichtstragödie. Wie wird's nun werden? Dumpfe

Angst ergreift das Herz der Menschheit; ein Harren und Warten der Dinge lagert sich düster über die Welt hin; „mit Schaudern greift des Menschen Hand in des Geschicks geheimnißvolle Urne."

Wie bewundrungswürdig meisterhaft hat der Dichter diese Stimmung der Zeit im Allgemeinen durch die Ausprägung der Schicksalsidee kenntlich gemacht, dieser Schicksalsidee, welche dumpf und düster brütend über der ganzen Handlung des Drama's liegt. Er hat aber dieser in dem Walten des Schicksals im Allgemeinen angekündigten Stimmung der Menschheit noch einen besondern, persönlichen Ausdruck gegeben, um die enge Beziehung des Gesetzes der Liebe und Treue, durch welches Gott im Gewissen der Menschen sich geltend macht, als die enge Beziehung Gottes selbst zur Menschheit und zu dem in ihrer Schwäche und Irrigkeit begründeten Allgemeingefühle der Schuld zu schärferem Bewußtsein zu bringen.

Es ist nämlich Thekla, diese reine, aus der klaren himmlischen Unschuldswelt ihrer schönen Jugend plötzlich in die Welt des Wirrwars, des Irrthums, des Truges, der Sünde hereingezogene Jungfrau, sie, die durch reine, hohe Liebe für das ewig Göttliche und Menschliche um so höher gestimmte, mit desto reizbareren Fühlfäden der Seele begabte Jungfrau, sie ist's, die wie eine Seherin und Prophetin Gottes jener Stimmung des Harrens und Wartens der Dinge, die da kommen sollen, Sprache und Worte verleiht. Wie in Max des Gewissens Mahnung zu Liebe und Treue ertönt, so verkündet sie, seine treue Genossin, wie aus Gottes Munde die trauervolle, schmerzliche Weihsagung und Botschaft, eine gottgesendete Warnerin, daß ohne Lieb' und Treue kein Heil ist. Wie die Norne der nordischen Sage tritt sie in den Kreis der Menschen und schauet, daß hier kein Schauplatz ist, wo Hoffnung wohnt, daß durch dieses Haus ein finstrer Geist einhergeht. Und um so wahrer weihsagt sie, als sie menschlich fühlend menschlich mit diesem Menschenkreise verflochten ist, als sie fühlt, daß sie selbst diesem finstern Geiste ihre Hoffnungen opfern, daß sie mit ihrem Hause in den Abgrund sinken muß. Aber sie kennt ihre höhere Abkunft, die Liebe hat ihr dieselbe offenbart. Sie kennt das Ewige, die reine Liebe ist ewig. Darum begnügt sie sich mit den Schmerzen der Liebe, sehnet sich zwar, daß „die Himmlische ihr Kind zurückrufen möge," trägt aber kräftig und stark mit der Kraft, welche die göttliche Liebe giebt, die harten Kämpfe der Erde und beklagt nur die aus solchem Wirrsal und Streit der lieb- und treulosen Menschen für die Menschheit erwachsenden Schmerzen. Wohl versucht sie zu trösten: aber sie kann nur beklagen. „O, meine Mutter! O, jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes erwartet dich — Sie wird's nicht überleben!" Thekla mögte mit ihrer Mutter fliehen, schnell, schnell, weil hier kein Aufenthalt für sie ist und jede nächste Stunde irgend ein neues, ungeheures Schreckbild ausbrütet. Allein wohin? Nirgends auf der Erde jener Zeit ist ein Friedensort. Sie kann der Mutter nicht helfen, dieser Mutter, welche, an Wallenstein geknüpft, am unmittelbarsten den Druck der Zeit empfindet und im Drama die Rolle hat, in welcher jene oben bezeichnete

Stimmung als unmittelbar empfundenes Leiden der Zeit objectivirt wird. Ohne eigne Kraft, ohne innern selbstständigen Halt, ohne Wunsch und Machtgefühl zum Eingreifen und Mitkämpfen kann sie nur jammern, kann sie nur über sich ergehen lassen, was eben kommt, nur sich fügen in Alles, höchstens ein heitres Antlitz erzwingen und in kleinlichen Dingen („sieh, die Schleife ist los, dies Haar muß aufgebunden werden, die Thränen entstellen dein holdes Antlitz) sich für den Augenblick Erholung schaffen — eine Repräsentantin jener unzählbaren Menge von Menschen, die besonders in wichtigen und verhängnißvollen Zeitmomenten so hemmend und pein-erregend sind — aber als diese Repräsentantin eine nothwendige Figur des Gedichts.

So ist die Stimmung der Zeit. Mit seinem Dufte des Pulverdampfs, mit seinem Klange des Stahls legt das Drama jene düstre und dumpfe Gewalt der Schicksalsmacht, wie durch einen magnetisch-electrischen Zug, an unser Herz und versetzt uns so in die Atmosphäre der Zeit, in welcher die Menschen ungefähr im 16. Jahre des furchtbaren Kriegs, Jeder in seiner Stellung und Art, athmen mogten. Und zwar thut das Drama solches durch Herbeiführung ganz individueller Erscheinungen in ächter künstlerischer Weise. Denn jene bange Stimmung hat ihren thatsächlichen, schwergewichtigen Grund.

Gleich im ersten Auftritte des Lagers steigt aus dem Lebensgrunde des Drama's der Nebel empor, der die Stimmung der Zeit und unsre eigne verdüstert. Ein Bauer, von Hunger und Elend getrieben, verläßt seine Scholle, um einen Bissen und Trunk zu suchen. Er entschließt sich zur Pfiffigkeit und List, um diesen Zweck zu erreichen. Er wendet betrügliche Mittel an und spielt mit falschen Würfeln, an denen Blutschuld haftet. Seinen eignen Sohn verführt er zur Heuchelei, zu Betrug. Der Landmann also, der Ackerbauer, dieser so vielzählige, unentbehrlichste Stand der Menschengesellschaft, der fleißig den Acker bearbeitet, um mit Gottes Hülfe Früchte zu schaffen zur Ernährung, zur leiblichen Erhaltung des Ganzen, er ist ruinirt, entbehrt selber der nöthigsten Nahrung. Er, der auf Gottes Hülfe bauen muß, wendet sich verzweifelnd zu böser Kunst; er, dessen Einfachheit und Ehrlichkeit sonst gepriesen zu werden pflegt, ist sittlich so herunter gekommen, daß er zu falschen Würfeln greift, um Die zu betrügen, die er ernähren soll, weil sie ihm nach ihrer natürlichen Bestimmung den Frieden und die Möglichkeit seiner friedlichen Arbeit beschützen müssen. In seinem Sohne verleitet er aber auch das folgende Geschlecht zu Betrug, Bettelei, zur Unsittlichkeit, zur Entwürdigung der Menschennatur und vernichtet jegliche Hoffnung auf bessere Zukunft im Keim. Das ist der Zustand des Landmann's im 16. Jahre des Kriegs; die kurze Scene lenkt unsern Blick über ganz Deutschland — die Luft über Deutschlands Grund und Boden wehet uns schaurig an.

Der erste Jäger ist aus der Schul' und der Lehre entlaufen, flieht die Schreibstub' und ihre engen Wände, um flott und müßig zu gehn. Er hat seines Vaters goldene Füchse in einer Nacht durchgebracht und will nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen. Also auch an Händen fehlt es, die die

Feder führen, geschäftliche Ordnung besorgen und Alles, was Recht heißt, in Documenten verbriefen, so daß bürgerliche Sicherheit bleibt. Das väterliche Erbgut wird verspielt und verprasst, und Gleichgültigkeit gegen Vergangenheit und Zukunft löst allen Halt des Lebens auf.

Der Rekrut, guter Leute Kind, der Vermögen und Mittel hat, der eine Mützenfabrik, einen Kram und Laden und Weinschank erben soll, er will flüchtig und flink, frisch in die Weite, obgleich seine Großmutter vor Kummer stirbt und die verlassene Braut in Thränen und Schmerz vergeht. Also auch das Handwerk, das sonst goldenen Boden hat, wird vernachläßigt, verlassen, und der goldene Boden versinkt in dem allgemeinen Untergang. Statt Gott zu vertrauen mit Gebet und Arbeit steigt der Handwerker „in der Fortuna ihr Schiff“ und eilet dahin, wo einer Dirne schön Gesicht, wie der zweite Jäger sagt, Allgemeingut ist, wie's Sonnenlicht.

So ist auf dem Lande, in den Städten keine Thätigkeit, keine Lust zur Arbeit. So ist Sittenlosigkeit allgemein in Deutschland, keine Achtung des Eigenthums, keine Heilighaltung der Zucht, Sitte und Ordnung.

Alles, was so lange her die Ordnung wenigstens äußerlich im Ganzen erhielt, hat sich verändert. Der gemeine Reitersknecht ist Generalmajor geworden und will Graf werden. Der gewöhnliche Edelmann hat sich zum Reichsfürsten aufgeschwungen, schreibt als Feldhauptmann seinem Kaiser und Herrn Bedingungen vor und thut gegen Kaisers Willen nach seinem Kopf. Sein Wachtmeister erklärt unumwunden heraus, daß man sich nicht erhitzen werde, dem Baier sein Land zu schützen, der dem Fürsten so unfreund ist. Also offne Mißachtung des Oberhauptes des Reichs und Zerwürfniß, Neid, Zwietracht unter den Fürsten des Reichs, die die Führer und Lenker und Heilande der Völker sein sollen. Das der Zustand Deutschlands in allen kleinen und großen Herzogthümern, Fürstenthümern und sonstigen — thümern.

Und wie ist's mit dem Felsen, darauf der Mensch des Lebens Hütte bauen muß, wenn sie fest stehn soll? Der Priester, der Geistliche, der den Glauben lehren und befestigen soll, er ist im Kapuziner zum Schauspieler, er ist zum Hanswurst und Narren geworden und läßt sich gebrauchen und schicken, den Soldaten seinem Feldherrn untreu zu machen, ein Handlanger irdischer Gewalt mit dem Wort Gottes im Munde. So ist im 16. Jahre des Krieges die Religion zum Spott geworden, Glaube in Wahn und Aberglauben verkehrt. Nur die bestialische Dummheit des Kroaten, der sich auf Commando nur „eben schlachten läßt“ und deshalb verachtet wird, mag das Pfäfflein beschirmen; nur die Knechtsnatur und zähe Demüthigkeit des deutschen Arkebusiers vertheidigt den unbedingten Gehorsam — ohne Erfolg. Wie Mangel an allem sittlichen Halt, an bürgerlicher Geschäftigkeit und Arbeitslust, so auch Vernichtung aller ächten Religiosität und wahren Gesetzlichkeit überall.

Das ist kein Schauplatz, wo die Hoffnung wohnt.
Nur dumpfes Kriegsgetöse rasselt hier.

Denn nur der Soldat, der Kriegsmann hat wirkliche Bedeutung, nur im Felde des Kriegs ist zur Zeit der Mann etwas werth. Ihm aber ist der Bauer ein Halunk, ein Hund; ihm ist der Gewerbsmann ein träger, dummer Färbers Gaul; ihm ist der Gesandte des Kaisers ein Spürhund, der auf den Herzog Jagd macht; ihm ist dran gelegen, das Heft in der Hand zu behalten, weil man ihm sonst den Brodkorb höher hängt; er will allein frei leben und sterben, „will auf das Gehudel unter mir leicht wegschauen von meinem Thier." Gewiß, das Schwerdt ist kein Spaten, kein Pflug; wer damit ackern wollte, wäre nicht klug. Aber darum auch, wo Spaten und Pflugschaar zu Schwerdtern verarbeitet wird, grünet kein Halm, es wächst keine Saat; da ist keine Heimath, da ist kein eigner warmer Heerd; da sind nicht Dörfleins lustige Auen, keine Traubenlese, kein Erndtekranz. Da ist Mord und Brand und Untergang.

Und in welcher Ausdehnung ist all' dieser Jammer vorhanden? Die Marketenderin bezeichnet's ersichtlich genug. Temeswar, Stralsund, Mantua, Gent. Diese Grenzpunkte bezeichnen den großen Kreis, innerhalb dessen der im Lager kund werdende Zustand der Dinge herrscht.

Woher aber sind sie zu großem Theile gekommen, die solchen Zustand herbeigeführt haben und in ihm leben? Der Dragoner ist ein Irländer, die Kürassiere sind Wallonen und Welsche, der eine Arkebusier ist vom Federsee in Würtemberg, der andre aus der Schwitz, der zweite Jäger von Wismar — sie sind eben aus Süden und Norden zusammen geschneit und geblasen worden. Dieser Umstand aber deutet uns an, wie weit über Deutschlands Grenzen das Interesse an diesem Kampfe der Völker hinausreicht. Zugleich aber deutet er uns auch an, daß es fremdländische Leute sind, in deren Händen die Entscheidung über Deutschlands Rettung und Heil liegt. Ein Fremder war Christian IV. von Dänemark, an dessen Kriegszug sich die Erzählung der Marketenderin „als wir den Mansfelder thäten jagen" anschließt. Ein Fremder war Gustav Adolph, dessen Disciplin dem ersten Jäger nicht gefallen hat. Und noch stehen die Schweden, diese Fremdlinge, und zwar stehen sie siegreich im Feld und haben, wie der Konstabler erzählt, Regensburg eingenommen. Fremdlinge also müssen das Heil Deutschlands beschicken, weil Deutschlands Kinder sich im blutigen Bruderkampfe Verderben bereiten.

So weiß uns der Dichter in kurzen Zügen die Weltlage überhaupt und die Lage Deutschlands insbesondere vor Augen zu stellen; und bei aufmerksamer Beachtung dieser Züge kann unsre Stimmung keine andere als Besorgniß und Angst vor den Dingen sein, die da kommen sollen, zumal, wenn wir nun sehen, daß die Kriegsmänner ein pro memoria entwerfen, laut dessen sie ihrem Kaiser den Gehorsam verweigern, weil sie ihm nur mit Ehren dienen wollen.

Damit wir aber auch erfahren, wie das Alles so hat kommen, wie diese

tragische Combination der Verhältnisse sich hat gestalten können, so macht uns der Dichter auch mit dem frühen Ursprunge des unseligen Kampfes bekannt. Und auf welch' ungesuchte Art und Weise thut er dies!

Im 5. Auftr. des IV. Aufz. der Piccolomini wird der „große güldne Becher mit dem böhmischen Wappen" verlangt. Derselbe ist ein Ehrenbecher, zur Feier der Königskrönung Friedrichs V. von der Pfalz verfertigt und nach der Schlacht am weißen Berge in die Hände der Wallensteinschen Anhänger gefallen. Die klugen Dinge aber, welche in erhabner Arbeit darauf gebildet sind, erzählen von Böhmens ursprünglicher Bedeutung und von der verhängnißvollen Geschichte des böhmischen Volks. Das böhmische Volk nämlich hat das uralte Recht, seinen Regenten nach freier Wahl auf den Königsthron zu berufen und zu erheben; es ist folglich in politischer Hinsicht ein selbstständiges, ein freies Volk. Zugleich hat dieses böhmische Volk „von der Väter Zeit her" das „durch theures Blut in mancher Schlacht" erstrittene und rechtsmäßig durch den „böhmschen Majestätsbrief von Kaiser Rudolp" bekräftigte Recht auf Kirchenfreiheit, auf freie Gestaltung und Ausübung der Glaubensform. Dies schöne Vorrecht haben ihre Väter im Hussitenkrieg erstritten; von Papst, Kirchenversammlungen und Kaisern ist's ihnen zugestanden, verbrieft und besiegelt. Politisch und kirchlich sind also die Böhmen ein freies Volk.

Da kommt der Grätzer Ferdinand zur Regierung als deutscher König und römischer Kaiser, er, ein Zögling der Jesuiten, von finsterm Glaubensfanatismus erfüllt und nach absoluter Gewalt in seinen Erbstaaten, nach Alleinherrschaft im Reiche trachtend. Denn Glaubenswuth und Despotie gehen immer Hand in Hand.

Noch ehe die freien Böhmen ihn zu ihrem König ausgerufen und anerkannt haben, läßt er ihnen Kirchen schließen, niederreißen. Er verleugnet und mißachtet ihren Majestätsbrief, wie er ihrer Wahlfreiheit nicht gedenkt.

Jener 23. Mai des Jahrs 1618, von dessen Ereignissen das zweite Schildlein des Bechers erzählt, war der Tag, an welchem die Böhmen den Kampf für ihre politische und kirchliche Freiheit begannen unter Führung des Grafen Mathias Thurn, den Questenberg „den alten Aufruhrstifter, die fluchbeladne Fackel dieses Kriegs" nennt. Es war der Tag, der Unglückstag, mit welchem „das große Herzeleid des Landes" Böhmen anfing. Denn die Böhmen wurden besiegt und unterworfen.

Ferdinand II. vertilgte die Wahlfreiheit und machte sich zum unbedingten, absoluten Herrn des Landes — er zerschnitt den Majestätsbrief mit seiner Schere, vernichtete somit die Freiheit des Glaubens, der Religion. Als politischer Selbstherrscher ließ er die für ihr politisches Recht Kämpfenden hinrichten, aus dem Lande verbannen, ihrer Güter und Erbthümer berauben, als wunderbar gesalbter Kirchenschutzherr ließ er die Abtrünnigen „mit Hunden in die Messe hetzen", übte Glaubens Tyrannei und unmenschliche Greuel.

Seit jenem Tag, es sind jetzt sechzehn Jahr,
Ist nimmer Fried' gewesen auf der Erden. —

Das sind die Ursachen des Krieges, Ursachen, in denen das Unrecht des Kaisers klar zu Tage liegt. Und zwar ist's ein Unrecht gegen die alte, seit der Väter Zeit gültige, durch kaiserliche Documente und Verträge bekräftigte Ordnung der Dinge. Und dennoch arbeitet Octavio, des Kaisers Vertreter, für „die alten Ordnungen?" Diese alten Ordnungen, für welche Octavio arbeitet, für die er zum Verräther an Wallenstein wird, es sind in der That gar neue Anstalten, wenigstens nur neuerdings stipulirte Bestimmungen eingeschlichner Ordnungsverletzung.

Wie uns aber das Drama den Ursprung des Kriegs kund macht, so giebt es uns auch Kunde über dessen Fortgang. Das haben wir indessen schon bei der Betrachtung des Helden unsers Drama's ausführlich gesehen. So haben wir den verhängnißvollen, durch Unrecht und Untreue gegen bestehendes Recht hervorgerufenen Anfang — wir haben den von Greueln aller Art begleiteten Fortgang — wir haben den Zustand gesehen, in welchen die sechszehnjährige Dauer des Krieges ganz Deutschland versetzt hat. Schon in seinem ersten Theile, dem Lager, bringt uns so durch seine hohe Kunst das Gedicht zu der Gemüthsverfassung, welche jener der damals lebenden Menschheit gleicht, und vermöge deren wir bang und harrend verhängnißvoller Entscheidungen gewärtig sind. Die Schicksalsmäßigkeit der Erscheinungen bereitet gleichsam eine Atmosphäre aus, die uns zugleich mit den handelnden Personen bedeckt und durchdringt, so daß wir aus dieser Geschlossenheit des Daseins nicht los können, vielmehr durch jede allmälig neu hervortretende Person und Erscheinung nur immer enger mit derselben verflochten werden.

Dadurch hat der Dichter bewirkt, daß uns gleich von Anfang an und dann immer mehr und mehr sein Gedicht wie eine große Totalität, wie ein Lebensganzes ergreift und uns mit allen Kräften unsers Wesens wie unmittelbar gebunden und verdichtet hält. Nicht diese oder jene einzelne Person des Drama's, nicht einmal der Held desselben interessirt uns vorzugsweise. Wir vermissen gar nichts dabei, daß Wallenstein kein exclusiver Theaterheld, daß an ihm, während er vor uns agirt, nichts eben Bewundrungswürdiges, Erstaunenswerthes, Großthatliches ist. Es ist das gewaltige Gesammtleben, es ist die Menschheit in ihrem schicksalsmäßigen, durch Freiheit und Unvermeidlichkeit bewegten Erdendasein, es ist eine selbstständige, an allen Daseinskräften gesättigte, in allen Lebenspulsen lebendig bewegte Welt, ein Stück Weltall, worin aber das ganze Weltall sich voll und klar abspiegelt — das ist's, was nicht sowohl vor uns liegt als vielmehr uns in sich verschlingt. Darum fühlen wir die Stimmung jener Zeit so innig mit, darum ergreifts uns selber so tragisch, und das in steter Steigerung.

Denn, so fragen wir nun, warum will denn dieser leidenvolle Zustand Deutschlands, nachdem schon 15 Jahre das Leiden immer vergrößert haben, kein Ende gewinnen? Wer läßt es nicht zum Frieden kommen? Die Antwort auf diese Frage giebt uns Max, den wir bereits als den Gottesboten, als den Anwalt der Wahrheit, Lieb' und Treue kennen gelernt haben.

Ihr seid es, die den Frieden hindern, ihr!

So spricht er zu Questenberg, dem Gesandten des Kaisers, dasselbe, was Wallenstein später wiederholt in den Worten: der Kaiser will keinen Frieden.

Und warum will er keinen Frieden? Wiederum giebt Max den Grund an, den später Wallenstein auch wiederholt. Der Grund aber ist dieser: weil an Europa's großem Besten dem Kaiser weniger liegt als an einem Paar Hufen Landes, die Oestreich mehr hat oder weniger. Und diesem Grunde fügt Max das Urtheil hinzu: „wie ich das Gute liebe, haß' ich euch!" —

Wallenstein nun will den Frieden um des großen Besten Europa's, um des Heils der Deutschen willen. Darum will er dem Kriege eine Wendung geben, die deutschen Fürsten zu neuem Vertrauen führen; er will alle Theile befriedigen, allen gerecht werden; er will auch sich selber gerecht, will selber befriedigt werden, wo Alle befriedigt werden sollen. Darum aber soll er von seinem Posten entfernt, soll seine Macht zuerst geschwächt, zuletzt vernichtet werden. Das der äußere Anlaß, der schon im Lager ausgesprochen wird, der die äußere Action des Drama's in Bewegung setzt und für den gemeinen Soldaten der Bestimmungsgrund seines Verhaltens ist.

Wenn aber der Kaiser so verfährt, so verstößt er gegen den Beding und Pact, den er mit Wallenstein eingegangen ist. Er will also Wallensteins Recht vertilgen, um seinen eignen Willen durchzusetzen. Er will also den absoluten Willen haben, gegen den keines andern Menschen Recht eben Recht sein soll. Nun hat sich der Kaiser gleich beim Beginne des Kriegs als der Schirmherr des römisch katholischen Kirchenglaubens geltend gemacht, hat die Kirchenangelegenheiten in Böhmen wenigstens zum Vorwand seines Angriffs auf die Freiheitsrechte der Böhmen aufgestellt und somit den ganzen Krieg als einen Religionskrieg bezeichnet. Es ist demgemäß also der Krieg als die Fortsetzung des durch Luther (und vor diesem schon durch Huß) begonnenen Reformationswesens anzusehen. Und so weiset uns das Drama auf die Reformation zurück und stellt dieselbe recht eigentlich erst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung auf, in ihrer Bedeutung für ganz Europa. Denn nicht umsonst bedient sich Max des Ausdrucks: daß an „Europa's" großem Besten dem Friedländer gelegen sei.

Wenn indessen der Dichter durch diese Vergegenwärtigung der weltumfassenden, wenngleich zunächst speciell für Deutschland wichtigen Reformationsangelegenheit unsern Blick auf einen bestimmten, einzelnen Zeitpunct, auf ein bestimmtes Terrain, auf besonders geartete Menschen zu fesseln scheint: so stellt er uns doch zugleich auf einen allgemein menschlichen, kosmopolitischen Standpunct, der uns in dem Thun und Treiben dieser zeitlich und räumlich in geschichtliche und künstlerische Schranken (daß ich so sage) eingerahmten Menschen tief und sicher das Wesen und Schicksal der ganzen Menschheit, also jedes einzelnen nach bewußtem Dasein strebenden Menschen erkennen läßt. Denn indem er als Grund der Friedensverzögerung des Kaisers „die Paar

Hufen Landes mehr oder weniger" und als Veranlassung der dramatischen Verwicklung die vom Kaiser beabsichtigte Entrechtung Wallensteins unverkennbar und so früh wie möglich hervorhebt, weiset er auf jenen tiefgewurzelten, von Natur eingewachsenen Egoismus der Menschennatur hin, der als das Rohe, Animalische nur Sonderung, Parteiwesen, Ausschließlichkeit, Anmaßung, Herrschlust, absolute Herrschaft verlangt und dem Menschenwesen als solchem, der Humanität und in dieser der Vernunft, diesem thatsächlichen und ewigen Documente der Menschenwürde und menschlichen Gotteskindschaft das Widerspiel hält, so daß Gewaltrecht gegen Vernunftrecht, Irdisches und Vergängliches gegen Göttliches und Ewiges, confessionelle Kirchensatzung und religiöser Wahn gegen wahren Gottesglauben und Christuswort, Fürstenheiligkeit und grau gewordene Gewohnheitssitte gegen Menschenfreiheit und Geistesgesetz in einem endlosen Streit liegen. Das aber ist die weltgeschichtliche Höhe der Poesie und darin zeigt sich ihr göttlicher Beruf, daß sie uns in der einzelnen Erscheinung ihrer Gebilde zugleich sowohl das zeitliche und örtliche Wesen des Ganzen, mit welchem die Erscheinung als einzelne thatsächlich verflochten ist, als auch die ewigen Bedingungen, die allgemein menschheitlichen Grundlagen zeigt, unter welchen und auf welchen der Mensch seines Daseins Bewegung vollendet.

Darum gewährt uns der Dichter auch einen Blick in die Zukunft. Dies thut er im ersten Theile des Gedichts in der Art, daß wir nicht ohne Linderung unsrer gedrückten Stimmung dem Inhalte des folgenden Theils entgegensehen. Der Soldat selbst gesteht zu:

Lang werden sie's uns nicht so treiben lassen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Wesen ein Ende macht.
Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte sein.

Er will ferner nichts gegen die Disciplin thun, so daß selbst bei dem allgemeinen Elend doch in dem Elemente des Lebens, welches das Elend hervorgebracht hat, ein gewisses Gesetz, eine gewisse Ordnung vorhanden bleibt.

Er will eine Vermittlung zwischen Pflicht und Verlangen, da er gern in Ehren des Kaisers tüchtiger Reiter sein und bleiben, sich aber nicht von Pfaffen und Schranzen will umherjagen lassen. Zu dieser Vermittlung wählt er den Max Piccolomini, der sowohl beim Friedländer Alles machen kann als auch beim Kaiser einen großen Stein im Bret hat, folglich Aller Vertrauen besitzt.

Zwar wird unsre Hoffnung, daß die von Wallenstein beabsichtigte Wendung des Krieges zum Heile Deutschlands ausschlagen werde, im weitern Verlaufe des Stücks nicht befriedigt. Wie Buttler von den Bewohnern Egers sagt

„Sie sehn im Herzog einen Friedensfürsten
Und einen Stifter neuer goldner Zeit":

so möchten auch wir's thun, so möchten wir auf Maxens Vermittlung bauen.

Aber — das ist das Verhängnißvolle der Geschichte — Wallenstein ist auch nicht ohne jenen Egoismus, von dem vorhin als von der schlimmen Zugabe zur Menschennatur die Rede war; wenigstens gelingt's ihm nicht, diesen Egoismus zu läutern. Vielmehr macht sich derselbe in der Form des Ehrgeizes auch im quälendsten Entscheidungsmomente in dem Grade geltend, daß er sich also vermisset (W. T. I, 7):

Eh' mich die Welt mit jenen Elenden
Verwechselt, die der Tag erschafft und stürzt,
Eh' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sei die Losung
Für jede fluchenswerthe That.

Und diesen Egoismus, der sich auf vermeintliche Berufung und wunderhafte Sendung durch Schicksalsmacht stützt, sich mit patriotischen Plänen umkleidet und weltbürgerliche Gedanken auf Böhmens Königsthron mitnehmen will, diesen Egoismus stellt er dem des Kaisers gegenüber, so daß den Egoismus gleicher Egoismus bekämpfen und stürzen will. Da findet Lieb' und Treue keine bleibende Stätte. Da ist Alles in Gefahr, in allgemeinem Hinsturz zu Grunde zu gehen, wie's uns der Schluß des zweiten Theils in Aussicht stellt. Weit herüber in unsre Zeit des 19. Jahrhunderts raget daher der Gedanke des Gedichts, daß ohne Lieb' und Treue nimmer Glück und Heil zu gewinnen ist. Denn trotz der seit dem Schlusse des Kriegs verflossnen zwei Jahrhunderte bleibt unser Drama ein neues, wie eben erst aus dem Boden der Gegenwart hervorgewachsenes Gedicht, nachdem es uns durch den Schluß seines dritten Theils den die ewigen Rechte des freien Menschenthums und die Förderung der reinen und beseligenden Lehre Jesu Christi so wenig gewährleistenden Schluß des dreißigjährigen Krieges zu handgreiflicher Anschauung gebracht hat. Denn der endliche Friede war auch nur ein Act der Noth, regulirte nur den Länderbesitz und die Autorität der Fürstenmacht, ließ aber die Entscheidung über die wesentlichen Bedürfnisse und Güter der Völker und der Menschheit auf sich beruhen. Das Gedicht aber zeigt uns, daß der 30jährige Krieg das Problem der Ausgleichung zwischen Mittelalter und Neuzeit nicht gelöst hat, und weiset auf die Zukunft hin.

Denn mit des Gedichtes Gedanken wächst täglich neu der Schluß desselben aus dem Boden jeglicher Gegenwart auch in der Ueberzeugung hervor, daß jedes Menschen- und Völker-Schicksal sich unter dem weisen und heiligen Walten des ewigen Gottes entscheidet, und daß Jeder, der obwohl irrend und fehlend doch Lieb' und Treu' im Busen hegt, sich der Gnade des größten Herrn vertrauen kann. Denn obwohl die leibliche Erscheinung verschwindet, obwohl das irdische Instrument des Geistes nicht vollkommen dem höheren Willen gehorcht und von widerstrebenden materiellen Gewalten zerstört und weggetilgt werden kann und wird: es bestehet der Geist und weset für und für.

So zeigt uns unser Gedicht in der mikrokosmischen Geschlossenheit seiner

dramatischen Form an den wenigen Personen der Handlung die weltgeschichtliche Bewegung der Menschheit, gleich wie die unscheinbar dahin wandelnden Sternbilder an dem geschlossenen Himmelsraum zu unsern Häupten uns mit der unmittelbaren Ahnung des ungeheuern, unermeßlichen Weltganzen erfüllen und die Liebe und Treue des unserm Körperauge verborgenen Schöpfers und Regierers des Universums verkündigen. Es ziehet ein Strom von Poesie durch alle Theile des Gedichts gleich einem himmlischen Geisteshauche hindurch und schwebet wie Lichtglanz des ewig ergossenen Weltäthers über den einzelnen Gebilden und ihrem gesammten Thun, daß wir die Zeitlichkeit aller menschlichen Bewegung auf Erden vergessen und über den Schmerzen und Wehen, zu deren Mitleiden das Gedicht uns hinzuzieht, des Ewigen versichert sind.

Und das Alles tritt uns in angemessenster Form vor Auge und Seele.

7.

Des Drama's künstlerische Einrichtung und Form.

Ob unser dramatisches Gedicht in Betreff der Forderungen der antiken Poetik eine Trilogie genannt werden dürfe, ist im Grunde eine ganz müßige, durchaus unerhebliche Frage. Wenn indessen Aristoteles im achtzehnhundertfünfundfunfzigsten Jahre der Gnade der Aufführung des Drama's beiwohnen könnte — freilich müßte dasselbe dann auch nach griechischer Weise, nämlich so aufgeführt werden, daß alle drei Stücke ohne Unterbrechung hinter einander dargestellt würden — denn die Griechen waren ein kunstsinniges, poetisches Volk und hielten's nicht für einen Raub am Leben, ihrer Gemüthserhebung, der Läuterung ihrer Leidenschaft, der Veredlung ihrer Bildung, der tieferen Auffassung des Waltens der Gottheit, der innigeren Ueberzeugung von der Verknüpfung des Ewigen mit diesem irdischen Menschenleben, mit einem Worte, der durch die dramatische Kunst dargebotenen Weihe des ganzen Menschenwesens für Wahrheit, Tugend und Schönheit die entsprechende Zeit zu widmen — o, Ihr meine lieben Zeit- und Landesgenossen, wie würde es Euch doch recht herzlich sauer werden, wenn Ihr an einunddemselben Tage den ganzen Schiller's Wallenstein mit Aufmerksamkeit und mit dem Streben nach rechtschaffener Würdigung des Inhalts und der Form solltet so und so viel Stunden lang vor euren Augen aufführen sehen! Und doch waren die Griechen ein Volk, das bei weitem, o, bei weitem nicht einer so zähen Geduld sich rühmen konnte, wie Ihr! — ja, wenn Aristoteles der Aufführung des Wallenstein (der Herr Theaterdirector dürfte dann aber auch nicht einen einzigen Satz streichen oder auszulassen erlauben) bei würdiger Ausstattung der

Bühne und der Schauspieler beiwohnen könnte: so würde er mit seiner Poetik in der Hand Folgendes sagen:

Dies Drama ist ein durchaus classisches Stück Arbeit.

Dies Drama, wie es nun in seiner vorhandenen, abgeschlossenen Form objectiv vor mir erschienen ist, kann ganz wohl mit unsern griechischen Trilogieen verglichen, es kann ihnen wettstreitend und nicht ohne Preis an die Seite gestellt werden. Denn die drei Stücke desselben ruhen auf Einem, auf einem einigen und einheitlichen Gedanken und sind durch diesen aufs Engste und innerlichst mit einander verknüpft. Trotzdem bildet jedes dieser drei Stücke für sich ein selbstständiges Ganzes, so daß es auf seinem eignen Gedanken ruht.

Zwar fehlt allerdings der bei der griechischen Trilogie gebräuchliche Anhang, der vierte Theil, welcher in der Form und Weise der Komödie den durch die tragischen Vorgänge der drei ersten Stücke über sich selbst hinausgehobenen Zuhörer wieder beruhigen und in das alltägliche Dasein sacht wieder hineinleiten sollte. Dafür ist aber reichliche Entschädigung durch das erste Stück, das Lager, geboten, welches trotz seines schweren und für Sorge und Angst stimmenden Inhalts doch durch seine Form, durch diese, jeglichen Ernst abweisenden Knittelverse (seltsam! würde Aristoteles bei diesem Namen ausrufen), durch den unverwüstlichen und unvergleichbaren Humor hinreichend Komödie enthält. Ueberdies (würde Aristoteles sagen) scheints für Euch, verehrungswürdige Teutonen, ganz angemessen, daß Ihr den Spaß zuerst bekommt, um durch ihn in den Ernst Euch hineinlocken zu lassen, daß Ihr dann den tiefen, markerschütternden Ernst zu guter Letzt habt, damit Ihr denselben nicht alsbald wieder vergesset, sondern lebendig in Euch nachwirken lasset; denn allzuoft, hör' ich, lasset Ihr solch classische Dramen nicht aufführen, habet auch deren nicht eben recht viel. Und am Ende haben wir Griechen auch nicht immer ein solches lustiges Nachspiel für passend erachtet.

Vergleicht doch einmal (so würde Aristoteles fortfahren) die einzige Trilogie, welche die Zeit Euch aus dem Alterthum von den Werken des erhabenen Aeschylos zugetragen hat, mit Eurem Schiller's Wallenstein!

Da giebt Euch das erste Stück dieser Trilogie „Agamemnon" in der Ermordung des Königs durch seine Gattin Klytämnestra die Veranlassung und den Grund zu dem Verhalten des Sohnes Orestes gegen seine Mutter an. Das zweite Stück „die Koëphoren" zeigt Euch, wie Orestes sich zum Vergeltungswerkzeug der Gottheit macht und sich in menschlichem Uebermuthe aufsteift zum Handeln gegen gebräuchliche, natürliche und sittliche Ordnung. Endlich das dritte Stück „die Eumeniden" stellen Euch dar, wie die Stimme des Bluts, diese natürliche Stimme der Liebe und Treue, den Muttermörder verklagt, wie ihm Strafe wird, wie er das Verbrechen der Untreue gegen die Mutter und gegen das in der Mutterschaft sich darstellende natürliche Lebensgesetz büßet und sühnt, wie er

durch solche Sühne sich selbst und das ganze Geschlecht seines Blutes entsündigt.

Nun sehet (so würde Aristoteles anknüpfen), seht, Ihr lieben Teutonen und Söhne Alfadurs!

Das erste Stück von Schiller's Wallenstein, nämlich „Wallenstein's Lager", giebt Euch die Veranlassung und den Grund von Wallensteins Verhalten gegen den Kaiser an. Dieser Kaiser hat in dem Verstoß gegen das mit Wallenstein geschlossene Pactum die Lieb' und Treue, welche wie die Familie so auch den Staat sicher stellen muß, das Grundgesetz alles heilsamen Lebensbestandes vernichtet und in solcher Vernichtung des göttlichen Grundgesetzes des Daseins das Heil Eures Vaterlandes, das Heil der Menschheit in Frage gestellt. Das zweite Stück „die Piccolomini" zeigt Euch, wie Wallenstein sich zum Rächer des verletzten Rechts und zum Heiland des deutschen Reichs auserkoren und erwählt glaubt und im übermüthigen Bewußtsein seiner Macht bei der Wahl seiner Mittel die Schranke der Rechtmäßigkeit und Sittlichkeit überschreitet, so daß er Schuld auf sich ladet. Endlich das dritte Stück „Wallensteins Tod" stellet Euch dar, wie die Stimme ursprünglicher Menschlichkeit und Redlichkeit, diese Gewissensstimme der Liebe und Treue, den Empörer und zum Verrath gewendeten Feldherrn verklagt, wie ihm durch sein Zögern und Schwanken die Strafe kommt, wie er das Verbrechen gegen Treue und Sittengesetz büßet und sühnt, wie er zuletzt mit erneueten Hoffnungen und zuversichtlicherm Vertrauen auf seinen Gott, also entsündigt und seine Parteischaft, den Protestantismus, entsündigend, das irdische Leben verläßt.

Bei Alledem ist der Mythus oder die Fabel des Drama's gar einfach und klar dargelegt und läßt uns aus dieser Geschichte des Abfalls Wallensteins vom Kaiser nach Ursach, Art und Erfolg als wesentlichen Inhalt deutlich erkennen: wie der mit eigner Leidenschaft gegen die aus den Leidenschaften Andrer erzeugten widerwärtigen Lebensverhältnisse kämpfende Mensch durch Verschuldung und Irrung zu Falle kommt, durch würdige Duldung der Strafe und bewußte Sühnung der Schuld aber die höhere Macht versöhnt und Hoffnung behält.

Es ist der Charakter des Helden in seiner Hamlet- und Faustnatur natürlich und in seiner Art consequent, er ist edel und würdig ausgeführt. Des Helden Gesinnung ist aus seinen Ueberzeugungen über die weltregierende Macht einfach und sicher hergeleitet, in den Aussagen seines menschlichen Gewissens begründet; so ist seine Leidenschaft kräftig motivirt, sein Zögern und Schwanken erklärt, sein Sturz als die natürliche Folge seines Thuns aufgewiesen; edel und schön ist die ihm geliehene Sprache und doch angemessen der Feldlagerwelt und der kriegerisch bewegten Zeit. Mitleid und Furcht erfüllt bei seinem Anschauen unsre Seele; Reinigung unsers eignen Egoismus ist das Ergebniß unsrer Theilnahme. Die übrigen Charaktere sind, jeder in seiner Art, auf's Genauste in ihrer Beziehung zum Hauptcharacter aufgewiesen und doch zugleich in ihrer individuellen Eigenthümlichkeit festgestellt. Alle sind Menschen

ihrer Zeit, ihrer Nationalität, alle sind vor allen Dingen Menschen, theils allgemeiner gehalten, theils besonderlicher gefaßt. Zugleich ist uns das ganze Zeitalter in seiner characteristischen Eigenthümlichkeit im Einzelnen und Ganzen zweifellos erkennbar.

Ja! (so schließt Aristoteles) Dieser Wallenstein ist ein classisches Stück Arbeit. Euer Friedrich Schiller ist ein großer Dichter. Er ist — ich werd's ja meinem Griechenbewußtsein abgewinnen. — und wenn ich ein Deutscher wäre — aber im Elysium giebt's ja nicht Griechen, nicht Deutsche: da giebt's nur selige, leidenschaftslose Geister! — drum, ja! Euer Schiller ist der Kränze eines Aeschylus und Sophokles werth! — – —

Mögen wir nun unserm dreitheiligen Drama den Titel einer Trilogie beilegen oder nicht: das steht fest, daß alle drei Theile auf's Engste zusammenhängen sowohl was den Gedankeninhalt als auch was die äußere Einrichtung betrifft. Im Lager werden wir ebensowohl mit den Sachen, die später zur Entscheidung kommen, als auch mit den Personen bekannt, welche später die Sachen zur Entscheidung bringen. Hinwiederum treten die Personen des Lagers im letzten Theile wieder hervor und helfen wesentlich an dieser Entscheidung mit. Denn die Pappenheimer sind's, die im Lager für die Bestimmung des Heeres den Ausschlag geben, sie sind's auch, die im dritten Theile dem Feldherrn durch ihren Zurücktritt von ihm die wichtigste Stütze entziehen. Im Lager kommt uns die Macht, auf welche der Feldherr das Gelingen seines Planes stützt, zur Anschauung; dieselbe Macht wendet sich im letzten Stück gegen ihn und zwingt ihn, seinen Schutzgeist Max von sich zu lassen. Diesen Max bestimmen die Kriegsmänner im Lager zur Mittelsperson, um des Heeres Stellung zwischen Kaiser und Feldherrn zur Klarheit und Sicherheit zu fördern; ihn holen sie sich mit Gewalt von dem Feldherrn zurück, da dieser dem Vermittler Gehör versagt. — Wallenstein hat sich nämlich bei Veranschlagung dieser seiner im Heere gebotenen Macht verrechnet: diese Macht ist daher doch nur eine Schein-Macht, und der Schein, auf den Wallenstein sich verläßt, trügt. So trügt ihn später auch die im zweiten Theile durch Illo erschlichene Unterschrift der Officiere. So trügt ihn sein Vertrauen auf Octavio. So trügt ihn sein Glaube an die Sterne. Es ist, als ob wir durch das erste Stück recht geflissentlich auf den Satz „daß der Schein trügt" hingewiesen werden sollten. Betrachten wir das Stück als ein selbstständiges, so ist sein Thema kein anderes als dies: der Schein trügt. Selbst der alte Wachtmeister, welcher den feststehenden Mittelpunct der Lebensbewegung im Lager bildet, diese unvergleichliche Holzschnittfigur, welche gern den Oberfeldhauptmann stellvertreten mögte, hat ja doch dem Friedländer nur „glücklich abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt."

Kann es ein lustigeres, freieres Leben geben, als es uns in dieser Versammlung der Kriegsmänner vor Augen gestellt wird? Und doch ist's nur die Form der Lebensbewegung, es ist nur die Form der Sprache, welche uns Lust und Freiheit erscheinen läßt, einen ermunternden Schein über jammer-

volles Elend breitet und hinter dem Spaß tödtlichen Ernst birgt. Denken wir uns diese Lagerscenen statt in Knittelversen in dem rein dramatischen Jambus geschrieben: wie würde plötzlich Alles ganz anders lauten! Der Stock, von dem das alte „Befehlbuch" alles Weltregiment ausgehen läßt, und mit welchem die Herren Rekruten und Soldaten in Zucht gehalten werden, würde ein ganz anderes Gewicht bekommen — es würden die „urkundlichen" Worte „die That ist stumm, der Gehorsam blind" gewaltig auf die Seele des seiner selbst bewußt gewordenen Menschen fallen: und der vermeintlichen Freiheit und Lust des Soldatenlebens würde bald der Athem vergehen; das prächtige Reiterlied würde kaum der Lagerdichtung die Krone aufsetzen können. Aber so führen uns die altväterischen, gutmüthigen, drolligen Knittelverse über all' das Elend, von dem sie erzählen, leicht hinweg, so leicht, daß wir die richtigen Bemerkungen der Arkebusire fast unwillig abweisen oder ganz überhören.

So täuscht uns die Sprachform über die Sachen. So täuscht uns die deutsche Gemüthlichkeit über des Deutschen Unterwürfigkeitsnatur. Die Form bemäntelt viel. Aber die Wahrheit durchbricht doch alle Hüllen. Darum auch, je weiter der Mensch auf dem Pfade der Geistesbildung gelangt und Wahrheit, Tüchtigkeit und Schönheit sucht, desto mehr schwinden diese besonderlichen Sprachformen, diese Dialecte, in denen Sonderbildung d. h. Mangel der Bildung oder Unbildung sich kund giebt. Sie verlieren sich zuletzt ganz, wie z. B. das durch Luther in seiner Bibelübersetzung angewendete Deutsch mehr und mehr alle Sprachweisen der einzelnen deutschen Stämme verschwinden macht, je weiter allgemeine Geistesbildung unter den Deutschen sich ausbreitet. Sobald daher der gebildete Mensch auf die Bühne tritt, verschwindet auch in unserm Drama der Knittelvers und macht dem reinen Jambus Platz.

Ja, die Form trügt, aber die Wahrheit bricht durch. Mißbraucht denn nicht auch Illo die aufgesetzte Eidesform zu Täuschung und Betrug? Aber wo nicht die Form dem Wesen entspricht, da bricht sie, sobald das Wesen in Wahrheit sich geltend macht, trostlos zusammen und begräbt unter ihren Trümmern die Aussaat des Heils. „Wie veruntreute Wahrheit und bestätigte Lüge alle Kräfte des Menschenlebens in Unmacht und Verderben stürzt:" das ist das Thema des zweiten Stück, wenn wir's als ein selbstständiges betrachten wollten. Da steht im 5. Auftr. des III. Aufz. Max mit der Thekla. „Wo wäre Wahrheit hier für uns, wenn wir sie nicht auf ihrem Munde finden?" Beide stehen inmitten zweier feindseligen Parteien. Auf der einen Seite stehen mit Wallenstein die Gräfin, Illo, Terzky u. A.; auf der andern Seite steht Octavio mit Questenberg und ihren Handlangern. Auf der einen Seite täuscht Wallenstein durch die Verlautbarung der Absicht, von seinem Posten abzutreten, und Illo durch die verfälschte Eidesformel; auf der andern täuscht Octavio durch sein freundschaftlich scheinendes Betragen, durch seine Horcherei, durch die heimlich gelegten Schlingen, in denen Wallenstein sich fangen soll, durch

seine Mitunterschrift der Eidesformel. Max läßt durch des geliebten Wallensteins Aeußerung sich täuschen, nimmt Partei, achtet die Fälschung Illo's als etwas Ungewichtiges und misset dem eignen Vater, der durch die Unterzeichnung der Eidesformel seine eignen Anklagen Wallensteins verdächtig macht, Betrug und Verrath bei. So ist sein eigner Glaube an Wahrheit schmerzlich getroffen, so glaubt er an die Unheil verkündenden Ahnungen Thekla's, siehet den Sturz des Friedländers voraus und weihsagt den mit diesem Sturze verknüpften Untergang Aller.

Die Gräfin hat in Betreff rein realistischer Angelegenheiten nicht Unrecht, wenn sie sagt: „denn Recht hat jeder eigene Character, der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt kein andres Unrecht als den Widerspruch." Hätte Wallenstein sich entschieden entweder für schnelle, kräftige Empörung oder für unbedingte Rückkehr auf den Weg der Pflicht: nie wär' er zu einem „schmählichen Denkmal der gefallnen Größe," wie die Gräfin fürchtend sich ausdrückt, geworden. Er kann sich aber nicht zu rechter Zeit entscheiden; und als er sich dann entscheidet, da ist es — zu spät. Wollten wir dieses dritte Stück „Wallensteins Tod" als ein selbstständiges Drama betrachten: sein Titel müßte heißen: „Zu spät!" — Wieder, wie im zweiten Stücke, stehen die handelnden Personen in drei Gruppen vertheilt. Aber nicht Max, sondern Wallenstein nimmt nun die Hauptstellung ein. Ihm auf einer Seite stehen die Gräfin, Illo, Terzky, seine Leidenschaft schürend und zu rascher Bethätigung treibend — auf der andern steht Octavio, bald auch Buttler, seine Anstalten entkräftend und in Mittel zu seinem Sturze verwandelnd. Durch den Raum dieser drei Gruppen wandelt Max mit der Thekla wechselnd hindurch, er warnend vor dem Verrath, sie des Verbrechens Unheil verkündigend. In tiefem Hintergrunde stehen die Schweden. Ob mit ihnen der Fürst sich vereine und in Folge dieser Vereinigung sich Verraths schuldig mache oder nicht: davon hängt das Gelingen ab oder Verderben. Das Verderben tritt ein, weil die Verbindung „zu spät" geschieht.

So einfach und leicht überschaulich sind die Triebwerke der Handlung neben und zu einander gestellt. Pilsen ist der Ort, auf welchem die Handlung des Abfalls und ihre Bestrafung sich vollständig vollzieht, somit die Einheit des Ortes inne gehalten. Denn Alles, was während des letzten vierten und fünften Actes in Eger vor sich geht, gehört nicht mehr dem Abfalle selbst an, sondern bietet uns die Rechtfertigung und höhere Wiederherstellung des Helden in unsrer Achtung dar und zeigt uns in Betreff des höheren Gerichts mehr ein Jenseits als dieses Diesseits. Darum ist die Verlegung des Schlusses nach Eger nicht ohne symbolische Bedeutung. Und das nicht bloß in Betreff der Einheit des Orts, sondern auch in Betreff der Zeit. Denn bis zum vierten Acte des letzten Stücks hin ist die ununterbrochen vorschreitende Handlung (da sich an den übernächtigen Zwiesprach Octavios und Maxens im letzten Acte der Piccolomini die Himmelsbeobachtung Wallensteins und Seni's im ersten Auftritte von Wallensteins Tod zu frühester Morgenzeit unmittelbar an-

schließt) in zweitägiger Frist auch zeiteinheitlich an einander gehalten. Der höhere Schluß „des Weltgerichts der Weltgeschichte" ist durch eines Tages Frist von dem Wirrwar der menschlichen Leidenschaft und ihrer Erzeugnisse getrennt.

So an dem gleichen Ort und in zusammengehaltener Zeit vollendet sich die Handlung. Diese Handlung selbst aber ist so durchgeführt, daß sie langsamen und wohlüberlegten Schrittes beginnt, allmälig rascher vorschreitet und uns zuletzt in den Sturm ihres Ausganges mit fortreißt, bis sie endlich zum Stillstand kommt und an den geweiheten Grabstätten zu Gitschin den Lichtstrahl der göttlichen Gnade auf diesen irdischen Schauplatz voll Irrthum, Begierde und Leiden läuternd und tröstlich herniederleuchten läßt.

Der Kern der Handlung ist, wie schon öfter gesagt wurde, der Abfall Wallensteins vom Kaiser. Die Handlung selbst ist folgende.

Das Lager ist so eingerichtet, daß es uns mit der äußern und nächsten Veranlassung zu diesem Abfalle bekannt macht (Regensburg ist gefallen; die Wallensteiner sollen nach Bayern rücken; acht Regimenter derselben sind zur Begleitung des Kardinal-Infanten befohlen) — daß es uns den ersten Schritt zur Ermöglichung desselben zeigt, nämlich die aus der Anhänglichkeit der Soldaten hervorgehende Petition derselben an Wallenstein, er möge keins seiner Regimenter aus seinem Obercommando entlassen und mit ihnen in Böhmen bleiben. Die mancherlei aus den verschiedenen Erscheinungen des Lagerlebens sich hervordrängenden Thatsachen und Gründe der Anhänglichkeit des Heers an den Fürsten bewegen zuerst allein das Leben im Lager, ohne noch bestimmte, ein bestimmtes Ziel erstrebende Handlung zu zeigen, bis die Schmähungen des Kapuziner's zur Thätigkeit anreizen, und die Mittheilungen der Kürassire zur Abfassung eines pro memoria treiben.

In den Piccolomini setzt der Ungehorsam des Gallas und das Bekanntwerden der kaiserlichen Forderungen alle Gemüther sofort in Aufregung. Diese Aufregung schreitet vor in den drohenden Erklärungen Questenbergs (Genommen ist die Freiheit; drum thut es Noth, den Zaum ihr anzulegen ..... ein beßrer Reiter wird das wilde Pferd besänftigen ..... Sie kümmre nur die Pflicht) und in den trotzigen Reden Illo's und Buttler's, welcher hinwirft, daß das Heer nicht vom Kaiser den Fürsten zum Feldherrn, sondern daß es durch den Feldherrn erst den Kaiser bekommen habe und sich daher nur nach des Feldherrn Bestimmung richten werde. Sie treibt sich zu höchster Höhe in der heftigen Aeußerung des Max:

> Wie ich das Gute liebe, haff' ich euch —
> Und hier gelob' ich's an, verspritzen will ich
> Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
> Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß
> Ihr über seinen Fall frohlocken sollt.

Die Mittheilungen der Herzogin über die beabsichtigte Absetzung, die Entschuldigung Altringers und des Gallas, die Entbietungen der Sachsen und Schwe-

den, die Forderung Wallensteins, daß ihm die Officiere Parole geben sollen, sich seinem Dienst zu weihen, unbedingt: Alles das drängt zu Thatsachen. Und als nun Questenberg seine kaiserlichen Monita und Postulate öffentlich kund gemacht, als Wallenstein seinen Entschluß zu gehen offenbart hat: da tritt die erste Thatsache auf in der stürmischen Erklärung der Officiere „wir wollen mit dir leben, mit dir sterben.“ Diese erste Thatsache wird die Mutter mancher andern und jener wichtigsten und verhängnißvollsten, nämlich der Unterschreibung der verfälschten Eidesformel. Nach derselben und wiederum als ihr schreckenvolles Erzeugniß tritt die unumwundene Parteistellung der den Wallenstein umgebenden Lebenskräfte zu Tage in der erschütternden Trennung des Ehrlichkeit und Treue liebenden Sohnes von dem falschen und die bereits vollzogene Verurtheilung und Aechtung des Friedländers mit sich führenden Vaters. Wie aber in „Wallensteins Tod“ die dramatische Handlung in fast sich überstürzenden Thatsachen zum Ziele drängt und stürmt: das liegt von Scene zu Scene so klar zu Tage, daß es keiner weiteren Hinweisung darauf bedarf. Es bleibt nur noch übrig, die dramatische Handlung und ihre Entwicklung in ihrem Zusammenhange zu überschauen.

Wallensteins Lager.

1. Durch die 15 Kriegsjahre sind in Deutschland die der gesellschaftlichen und bürgerlichen Wohlfahrt unentbehrlichen Lebenselemente ihrer ursprünglichen Sphäre und der natürlichen Bethätigung ihrer Kräfte entzogen. Nur der Soldat hat Geltung. Sonst ist Elend überall.

2. Besondere, durch Wallenstein herbeigeführte Umstände (die Versammlung seiner Familie und Anhänger in Pilsen) lassen auf eine Aenderung der gegenwärtigen Umstände schließen.

3. Der Soldat, durch dessen kriegerische Wirksamkeit diese Aenderung herbeigeführt werden soll, ist zwar theils roh, theils betrügerisch. 4. Er mißachtet deutsche Fürsten, weil diese seinem fürstlichen Feldherrn unfreundlich sind, und mag in ihrem Interesse nicht kämpfen. 5. Er ist verwildert durch das lange Kriegsleben und begünstigt die Jugend, die nicht Lust hat zu lernen. 6. Ordnung und Zucht sind gelockert; der Eid der Treue wird nur gehalten, wenn's dem Vereideten lustig und wohl gefällt, und sobald Glück zu erjagen ist, wie unter Wallensteins Fahnen.

7. Aber diesem Wallenstein gelingt es, die Liebe der Soldaten zu gewinnen, seinen Anordnungen und Geboten Gehorsam zu verschaffen und so sich eine Macht und Gewalt für seinen Willen in steter Bereitschaft zu halten.

8. Selbst die kirchlich-religiösen Gewalten können ihm nicht schaden, obgleich er 9. dem Kirchenwesen abhold ist und sich absonderlichem Glauben ergeben hat.

10. Seine Mandate halten den Geist des Kriegers aufrecht; darum ist dieser ihm mit Leib und Leben zugethan.

11. So murren denn auch die Krieger über des Kaisers Befehle, welche das Recht des Feldherrn verletzen. Wie verschieden auch an Abkunft und Landsmannschaft: darin sind Alle einig, daß der Feldherr des Kaisers Befehlen nicht nachgeben dürfe, daß sie ihn schützen wollen, wann ihm Beeinträchtigung seines Rechts Gefahr droht, daß er allein der Mann ist, unter dessen Regiment sich's leben läßt. So wollen sie auch nur seinem Commando gehorchen. Des freuen sie sich und singen ihren fröhlichen Muth in den Klängen des Reiterliedes in die Welt hinein.

Die Piccolomini.

I. 1. Dem gebildeteren Officiere ist indessen klar, daß der Kaiser Schlimmes gegen Wallenstein beabsichtigt. 2. Trotz der vermittelnden Höflichkeit Octavio's wird dies durch Questenbergs Auslassungen zur Gewißheit.

3. Questenberg und Octavio nämlich halten den Friedländer für einen Empörer; und da ihnen die Macht fehlt, so wollen sie ihn durch Mittel der List unschädlich machen.

4. Vergebens suchen sie den Max, der in hohem Ansehn beim Heere steht, auf ihre Seite zu ziehen. 5. Sie werden durch Maxens entschieden erklärte Anhänglichkeit an Wallenstein nur besorgter. Denn Max billigt Wallensteins Streben, dem deutschen Volke endlich Frieden zu schaffen und Heil für das Ganze zu bewirken, während der Kaiser den Frieden verschmäht, um persönlichen Vortheil zu gewinnen.

II. 1. Wallenstein trifft unterdeß seine Anordnungen mit Hinblick auf eine höhere Ordnung der Dinge. 2. Von seinen früheren Vertheidigern und Freunden am kaiserlichen Hofe wird er beargwöhnt, aufgegeben, verurtheilt, als wäre er thatsächlich ein Empörer und hätte bereits gethan, was er möglicher Weise thun könnte. Er muß also auf sich selber stehen und sich gegen den Kaiser sicher stellen.

3. Der Blick auf seine Tochter bestärkt ihn in seinen Plänen. 4. Freude und Dankbarkeit beweist er für das in seiner Tochter ihm dargebotene Pfand größern Glücks.

5. Um dies Glück zu gewinnen, will er Deutschlands Schirmer sein, reichsfürstlich sich erweisend sich würdig bei des Reiches Fürsten niedersetzen. Nicht durch Begünstigung der Fremden will er seine Portion gewinnen. Weiter offenbart er seine Pläne nicht. Doch könnte er dem Kaiser recht viel Böses thun, wenn er wollte..... Er spielt mit seiner Macht, und das ist Uebermuth.

6. Zur Erreichung seiner Pläne braucht er die unbedingte Ergebenheit seiner Officiere. Hat er diese erlangt, dann wird's Zeit sein, entschieden hervorzutreten.

7. Questenbergs öffentlich ausgesprochene Anträge machen die Entscheidung nöthig, da Klage gegen Klage sich geltend macht und Einigung unmöglich wird.

III. 1. Indessen wollen Wallensteins Anhänger sich der Ergebenheit der Officiere durch trügerische Mittel versichern und dadurch den Feldherrn zu

einem nicht rückgängig zu machenden Schritte gegen den Kaiser treiben. 2. Auch Max und Thekla werden listig umgarnt und sollen als Mittel zu glücklicher Vollendung der Empörung dienen.

3. Doch Max, religiösen Sinnes seiner Liebe lebend, achtet des politischen Treibens nicht. 4. Er hofft, daß das düstre Reich des Mars bald zu Ende und er im Besitz der Geliebten glücklich sein werde, 5. bis Thekla ihm die Augen öffnet und aus ihrer Liebe Kraft zur Wahrheit und Treue schöpft. 6. 7. Aber sie muß sich von Max trennen (nie sieht sie ihn wieder allein) und wünscht, die Stürme des Lebens ahnend und auf das Glück der Liebe verzichtend, daß die Heilige sie zurückrufe von der schreckenvollen Erde. 8. Ihre Ahnung bestätigt sich. Es handelt sich um den Bestand ihres Hauses, und sie soll das Mittel sein, den Max zu höchsten Opfern der Liebe zu vermögen. 9. So sieht sie für sich harte Kämpfe und weihsagt ihres Hauses Untergang.

IV. Und dieses Unheil wird nun nach dem Character des Anfangs und Verlaufs des ganzen unseligen Kriegs so wie entsprechend den vorhandenen schmählichen Zeitverhältnissen heraufbeschworen durch die Vollziehung des von Illo beabsichtigten Betrugs, eines Betrugs, dessen Wallenstein selbst unkundig ist.

Bei schwelgerischem Bankett wird leichtfertig dem Friedländer unbedingte Treue von den Officieren zugesagt. Auch Octavio unterschreibt, Verrath zu Verrath benutzend, und schafft sich so ein Document, das des Feldherrn Empörung bestätigen und seinen Sturz unaufhaltbar machen soll. So einigen sich zwei feindselig sich bekämpfende Parteien im gleichen Verbrechen.

V. Aber das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären; es ist ihre Natur, daß sie den Thäter selber trifft und mit dem Schuldigen auch den Unschuldigen in's Verderben reißt. Denn als sich nun nach dem Bankett die Parteien scheiden und in Klarheit setzen, da trennt sich der Sohn von dem Vater. Der unschuldige Sohn, der die Unterschrift verweigert hat, vertheidigt die Unschuld des Angeklagten und wird des schuldvollen Vaters Widerpart. Der Vater behauptet seine Anklage und frohlockt, daß der Unterhändler Wallensteins mit den Sachsen, Sesin, gefangen ist und Aufklärung bringt. Doch wie nun Freundes und Feindes Bosheit sich einigen zu dem Verderben des Helden, so kann Max nur mit seinem eignen zugleich den Untergang Aller mit Gewißheit voraussehen. Und der Untergang erfolgt.

Wallensteins Tod.

I. 1. Mit dem pro memoria der Soldaten und der Unterschrift der Officiere tritt die Glück verkündende Sternenstunde ein. Jetzt muß der Kampf begonnen werden.

2. Da erfährt Wallenstein Sesina's Gefangennehmung. 3. Nun liegen dem Kaiser Documente über die vorbereitete Empörung des Feldherrn vor,

Die Widersacher des Feldherrn werden nun seine Richter. Das Heer ist aber nur zuverlässig, wenn es rasch benutzt wird. Das Spiel wird bittrer Ernst. 4. Soll sich also Wallenstein empören oder nicht? Er steht am Scheideweg.

5. Der Schwede bietet die Hand. Aber er macht Bedingungen, welche die Integrität des deutschen Reichs bedrohen. 6. Daher Unsicherheit und Schwanken über die Ausführung des verhängnißvollen Schrittes. Ueberdies mahnt das Gewissen zur Wahrung der Treue, nämlich zur Wahrung der Treue für den Kaiser. Die „glückselge" Sternenstunde geht vorüber, der rechte Augenblick zum Handeln wird versäumt.

7. Da mahnt das Gewissen von einer andern Seite her zur Treue gegen das deusche Vaterland, dessen Freiheit vom Kaiser bedroht ist, zu dessen Unterdrückung Wallenstein selbst im Namen des Kaisers fluchwürdige Thaten gethan hat, das nun versöhnt werden muß. Der Kaiser muß also zum Frieden gezwungen, die Empörung muß ausgeführt werden. Der treue Warner Max, der zu guter Stunde noch sich anmeldet, zur Umkehr mahnen und vor Verrath schützen will, wird abgewiesen. Wrangel wird gerufen, die Verbindung mit den Schweden geschlossen: der Verrath geschieht. Allein das Alles ist — zu spät geschehen. Denn der Widersacher hat Zeit gewonnen, den Stahl der Rache zu schärfen. Ja, Wallenstein selbst giebt seinen Feinden die Waffen in die Hand, auf daß er seine Untreue büße.

II. 1. Er sendet vertrauensvoll und verblendet seinen schlimmsten Feind Octavio zur Ausrichtung wichtigster Anordnungen ab. Octavio richtet diese Anordnungen natürlich gerade im entgegengesetzten Sinne aus.

2. Max führt nun zwar Ueberlegung und Reue über den geschehenen Schritt herbei. Aber der Schritt ist unwiderruflich. Die Reue kommt nun auch — zu spät. Die Empörung hätte Max entschuldigt, hätte ihr Gelingen selbst unterstützt; den Verrath verabscheut er und verläßt verzweiflungsvoll den geliebten Freund.

3. Und nun macht religiöser Wahn alle Mahnungen zur Vorsicht gegen den Octavio unwirksam; übermüthiges Selbstvertrauen verblendet den sonst so sichern Menschenkenner. 4. Octavio kann sein tückisches Spiel beginnen und durch vorsichtige und kluge Maßregeln dessen Erfolg sichern. 5. Isolani wird dem Feldherrn abwendig gemacht. 6. Buttler wird zu seinem Wächter bestellt und verspricht, sein böser Engel zu sein. Der Lebensgrund, auf dem Wallenstein wandelt, ist ganz unterhölt durch den verrätherischen Octavio.

7. Aber auch diesem nahet bereits die Nemesis. Des Sohnes Wahrhaftigkeit empört sich gegen die unselige Falschheit des Vaters und scheidet sich von ihm. „Ist es denn wahr? ich habe keinen Sohn mehr?" die Angst dieser Frage nimmt der Vater auf seinem fernern Wege mit. Und in der That hat er moralisch und leiblich den Sohn verloren: er sieht ihn nie wieder.

III. 1. 2. In den Wirbel der Verhängnisse werden auch Wallensteins Familienmitglieder hineingezogen. Thekla weiß, daß Max ihr selbst und auch ihrem Vater verloren ist. 3. Die Mutter verkommt und zwingt sich nur zu äußerer Ruhe.

4. Wallenstein indessen, in dem Wahn, daß nun Alles gründlich vorbereitet, der Erfolg seiner Anstalten gesichert ist, er, getäuscht durch die erlogene Treue Buttlers, will in der Zwischenzeit „eine heitre Stunde im lieben Kreis der Seinen verleben und von Geschäften ruhn." Die Tochter (wie einst David dem Saul) soll ihm durch Saitenspiel und Gesang den bösen Dämon verscheuchen, der um sein Haupt die schwarzen Flügel schlägt. Aber die Tochter versagt ihm den Trost. Da erfährt er die Liebe derselben zu Max. Und der böse Dämon — nicht der Sorge sondern — des Hochmuths schlägt nun die schwarzen Flügel um sein Haupt. Seinen Eidam will er sich auf Europens Thronen suchen, mag der Tochter Herz brechen und der geliebte Max zu Grunde gehen! Der Verrath soll dem Ehrgeiz Früchte tragen. Und doch ist die nächste Frucht keine andre als die, daß er seine Familie von sich trennen und in lutherische Länder, nach Holland, flüchten muß.

5. Da bricht nun die Strafe herein. Er, der Verrath übende, ist selber verrathen. Die Kroaten, die Jäger — Isolan und Deodat sind entwichen. 6. Maradas und andre Generale gleichfalls. Die Gräfin spricht die dadurch hervorgebrachte Bestürzung und Aengstlichkeit aus. 7. Die Tiefenbacher machen böse Miene. Im Lager herrscht Lärmen. Wallenstein weiset jedoch noch immer die Anschuldigungen des Octavio als der Ursach desselben zurück. 8. Aber die Tiefenbacher verweigern den Gehorsam. Und siehe da! So hat's ihnen Generalleutnant Piccolomini geboten. Octavio ist also wirklich ein Verräther.

9. Welch ein Schlag für Wallenstein! Aber sind Menschen treulos: die Sterne bleiben treu! 10. Wie mit Blindheit geschlagen, wie über seinen frühern Argwohn beschämt, lehnt er sich klagend an die Brust seines Mörders und wähnt, die Sterne hätten ihm diesen zum Ersatz für Octavio gesandt. Und doch ist die erste That des neuen Freundes die Verkündigung, daß Prag verloren ist, daß die Truppen dem Kaiser neu gehuldigt haben, die Verkündigung der über Wallenstein und dessen Anhang ausgesprochenen kaiserlichen Acht.

Aber siehe! die Acht schmettert den Helden nicht nieder. Sie macht ihn bloß frei, erlöst ihn von Gewissenspein und giebt ihm jede Kraft zurück.

11. Und doch ist's durch diese Acht um ihn geschehen. Denn durch sie erscheint Wallenstein in den Augen der Welt als eine „gefallene Größe."

12. Die Truppen haben ihn verlassen, und die Empörung mißlingt.

13. Gegen die Acht, gegen diesen in den Augen der Menge so furchtbaren Donnerkeil der durch Gewohnheit und Alter im Glauben der Völker geheiligten Herrschermacht hilft auch die Kraft Dessen nicht, der sonst, als seine Frevelthaten durch diese selbige Macht sanctionirt waren, wie ein Kriegsgott durch die Welt unangefochten und gefürchtet daherschritt.

14. Nur der bessere Mann achtet solche Acht der Gewalt nicht unbedingt, er entscheidet sich nach vernünftigem Recht und moralischer Ueberzeugung. 15. Der bessere Mann unterzieht den Spruch der Gewalt dem Urtheil der Vernunft und scheut sich nicht, mit dem Vernunftrecht gegen Gewaltrecht in Streit zu gehen. 16. Aber eben auf Grund des Vernunftrechts läßt

der bessere Mann auch den Empörer, sobald er Verrath übt, im Stich und wendet sich gegen ihn, um 17. das Princip der Wahrheit und Treue in dem geliebten Obersten Max zu retten.

18. Welch ein Jammer, daß nun Wahrheit und Treue selber der Untreue verdächtig wird und bittre Wahl hat zwischen persönlicher Zuneigung und zwischen der kalten, eisernen Pflicht. 19. Denn die alte Liebe zu dem Geächteten giebt diesem auch äußere Gewalt. Des Geächteten Liebe aber wandelt sich in Haß und 20. führt die Gefahr herbei, daß die Entscheidung durch blutigen Schlachtenkampf geschehen werde, wo dann die losgelassenen Furien der Wuth nicht mehr zu beherrschen sind. Doch diesen Kampf verschmäht Wallensteins Menschlichkeit.

21. Da ist selbst Lieb' und Treue bei der Wahl zwischen Pflicht der Liebe und Pflicht der Ehre im Schwanken. Aber die ächte Liebe erkläret die ächte Ehre und entscheidet über das Schicksal.

22. Des Geächteten Ansehen ist dahin. Er muß den Vertheidigern der Ehre weichen, 23. muß Lieb' und Treue frei lassen.

Aber auch der lieblosen Herrschermacht gegenüber erhält sich ächte Lieb' und Ehre frei. Sie wählt den freien Tod, um nicht der Gewalt zu dienen wie ein feiler Knecht.

Der Geächtete, der Verlassene flüchtet nun zu dem im offnen Kampfesfeld gelagerten Bekämpfer des Glaubensfanatismus und der Despotie.

IV. 1. Indessen sendet die Herrschgewalt dem Geächteten ihre Boten und Schergen unter der lügnerischen Maske der Freundschaft und Treue nach. 2. Auch den guten, redlichen Mann zwingt sie zu Täuschung und Mithülfe, um den auch nach der Aechtung noch gefürchteten Gegner unter jeder Bedingung unschädlich zu machen. 3. Denn dieser Gegner ist immer noch stark durch Das, was als ein Recht seiner Empörung vernünftige Berechtigung gab und sich als die Befreiung Aller aus Glaubenszwang und unbegrenzter Willensmacht der Einzelnen jedem Vernünftigen empfiehlt. 4. 5. Ueberdies ist er stark, weil seine neuen Verbündeten siegreich herannahen und mit ihrem Siege sichre Hoffnung begründen.

6. Dieser Sieg macht den Schergen der Gewalt um seinen Lohn besorgt. Die Zeit drängt, und Meuchelmord soll der Gewalt Sicherheit gewähren. 7. Schon triumphiren die Freunde des Geächteten. 8. Dieser Triumph und der Kampf des erregten Mitleids mit der vermeintlichen Ehre seines gegebnen Wortes machen den Buttler nur noch blutgieriger.

9—14. Er erfährt ja nichts davon, wie nun der Tochter des Geächteten das Herz bricht, wie diese Tochter, in welcher der Geächtete das Pfand größern Glücks zu hegen meint, ihr schmerzlich Schicksal erfüllt und in den Tod geht.

V. 1. Wohl aber weiß er, daß die Bürger der Stadt sich für den Geächteten erheben, weil sie einen Friedensfürsten in ihm sehen und den Stifter einer neuen goldnen Zeit. 2. Drum dingt er nun die Mord-

knechte. Aber selbst diese scheuen des Geächteten Antlitz und fürchten seine Würde. Ja, die rohen, wilden Männer wollen zuletzt noch die Ehre des Geächteten dadurch erhalten, daß sie ihr Kriegerschwert gegen ihn zücken, auf daß er nicht durch des gemeinen Henkers Hand beschimpft werde. Welch eine Verurtheilung der Gewaltherrschaft durch ihre eigenen Schergen!

3. Doch ruhig, wie in Tagen guter Ordnung, im Gefühl seiner persönlichen Würde herrschend — so noch als Geächteter von seinen Widersachern gefürchtet und durch solche Furcht in seiner Größe anerkannt — so von dem redlichen Manne vertheidigt und von den Bürgern als ein Heiland gepriesen — so selbst von rohen Mordknechten respectirt und in Betreff seiner Ehre gewürdigt: so rechnet Wallenstein, herzlich betrübt zwar, doch würdig und gefaßt, mit dem Schicksale ab, indem er mit dem vollen, tiefen Bewußtsein seines Verlustes als Sühnopfer dem Schicksal seinen Freund hingiebt und diesen Freund um seiner unbefleckten Unschuld und Treue willen glücklich preis't. Er hat gebüßt. Und treuste Liebe steht ihm noch theilnehmend zur Seite, bereit, mit ihm in den Tod zu gehen.

4. So entsündigt gedenkt er seiner glücklichen Jugend, wird in Erinnrung wieder jung, hofft in neuem Kraftgefühl, „daß hohe Flut auf diese Ebbe schwellend folgen werde." 5. Nicht Seni's, nicht Gordons, nicht des Kammerdieners Besorgnisse und Bitten verkümmern seine Zuversicht. In seinem Geist ist's hell, in seinem Innern tönen Stimmen der Hoffnung. Und da's nun draußen Nacht geworden, da auf dem Schlosse Alles auch schon still geworden ist: so denkt er einen langen Schlaf zu thun, um von den Qualen der letzten Tage sich zu befreien, und geht glücklich und befriedigt hinüber in den Schlaf, aus dem ihn Keiner erwecken kann. 6. 7. Buttler kann nur den „heiligen Schlaf" morden. Die Hoffnung und Freude, die dieser Schlaf gebracht hat, folgt dem Helden in's Jenseits. 8. Und da hört der Held keine Schreckenspost mehr.

9. 10. Aber Buttler hört, daß sein Mord unnütz war, daß er den Fluch des Mords auf ein ehrlich Haus gebracht hat, daß Alles vor dem Mörder entweicht. 11. Er erfährt, daß auf seine Seele die Schuld des Mords gelegt wird selbst von Dem, in dessen Auftrag er handelte. Doch wälzt er auf diesen Octavio die Last des Meuchelmords zurück und legt dann sein blutend Schwerdt vor dem Thron des Kaisers nieder, um von diesem Richter den Beifall zu holen, den der geschwinde, pünktliche Gehorsam fordern darf.

12. Auf den Octavio, welcher durch solche Mittel sich zum Retter des Glaubenszwanges und der Despotie gemacht hat, stürzt zuletzt die ganze Last der an der Menschheit begangnen Schuld in den Vorwürfen der Gräfin daher und straft ihn. Seines Hauses Verödung kann kein Fürstentitel vergüten.

Sie aber, des Geächteten und Ermordeten großherzige Freundin, denkt bis an's Ende königlich, stirbt den freien, muth'gen Tod der Ehre und vertraut sich zuversichtlich der Gnade eines größern Herrn. — —

Das ist der leicht übersehbare Weg, auf welchem die Handlung ihren

Lauf zum Ziele nimmt, ohne Zögern, ohne Sprung, in stetig sich steigerndem Fortschritt. Aber welch eine Fülle von Lebensstoff woget im Bereiche der Handlung, die einfache Thatsache des Abfalls begleitend, den Weg entlang. Da finden Jüngling, Mann und Greis, es finden Jungfrau und Gattin und die Matrone im Silberhaar wiederklingende Gefühle erläutert, Irrthümer beleuchtet, Leiden erklärt, Hoffnungen gewogen und festgestellt. Die nach den verschiedensten Richtungen hin auseinandergehenden Lebensansichten werden ausgeglichen, die Mängel der Zeit in ihren Ursachen an's Licht gezogen, in ihren Wirkungen gezüchtigt; es wird das Irdische verklärt durch ewige Gedanken. Der Sturmschritt der Freiheit wie der Schlaf der Gewohnheit und Bequemlichkeit, Reformationslauf wie das zähe Beharren im Moder der Zeit: der ernste Mund der Weltgeschichte spricht darüber hier unbestechliches Urtheil und fället gerechten Richterspruch. Der Einzelmensch wie die Menschheit im Ganzen, sie schauen sich hier in einem klaren Spiegel und sehen was Noth thut, sehen, wie am meisten Noth thut Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung, Zügelung selbstsüchtiger Begier und Leidenschaft. Das große ewige Gebot der Liebe und Treue, wie Jesus Christus es als das Eine und Höchste aufgestellt hat, es hat hier in ächt deutscher Auffassung und Sprache seine Auslegung gefunden. Gottes Walten und heilige Zucht ist deutlich offenbart. Menschenwürde und Seelenschönheit breiten Licht und Trost über das irdische Dasein hin. Die eiserne Thatsächlichkeit des geschichtlichen Bestandes und die freien, Wahrheit suchenden Gedanken des Weisen kommen zur Einheit. Was die alterthümliche Welt bewegt hat, was die Neuzeit belebt: hier findet es seine Begründung, seine Entwicklung und die Formel seiner Bedeutung. Was der Grieche in dramatischer Kunst geleistet hat, was darin der Deutsche zu leisten vermag: in unserm Gedicht ist's einheitlich verknüpft, ist seine Verwandtschaft in der gleichen Würde seiner Herrlichkeit zu handgreiflicher Thatsache geworden. Und über das Alles breitet sich ein Glanz und Duft der Poesie, die in ihrer Reinheit und Stärke das ewig Schöne mit unwiderstehlichem Zauber der Mitwelt und Nachwelt belebend, veredelnd, beglückend zum Erbtheil giebt.

Wenn bei irgend einem Drama, so empfindet man hier, was Aristoteles meint, wenn er sagt: die Tragödie ist gedankentiefer und erhabner als die Geschichte. Wenn durch irgend ein Drama, so bestätigt sich durch Schillers Wallenstein, was Napoleon 1808 in Weimar bei jenem Ballfeste im herzoglichen Schlosse zu Göthe sprach: die Tragödie ist nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner zu achten, sie steht in gewisser Hinsicht selbst weit über der Geschichte. Und so mögen wir denn zuletzt in das Wort, das Göthe selber über unsern Schiller's Wallenstein aussprach, gern und mit Zuversicht einstimmen: „dieses Drama ist so groß, daß in seiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Aehnliches entstanden ist."

Druck von G. W. Vollrath in Leipzig.